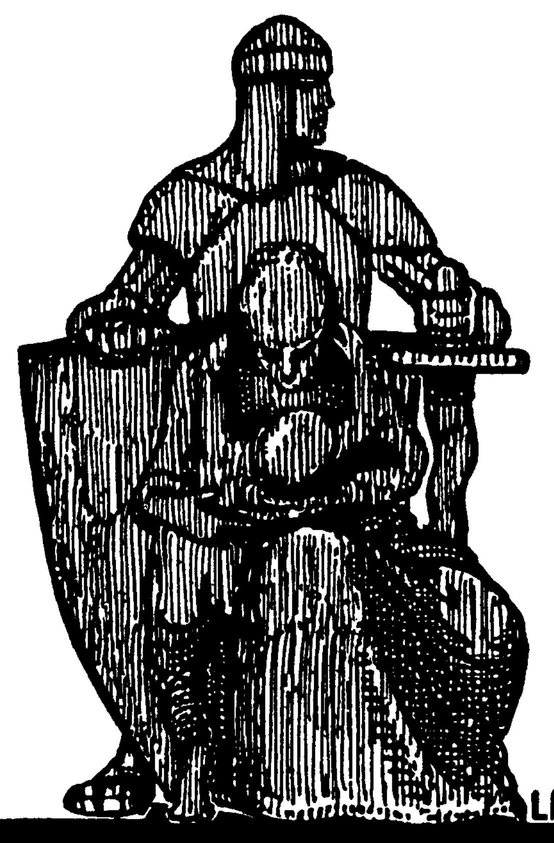


Tannenberg-Jahrbuch 1937



Tannenberg-Jahrbuch

1937

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz

Zeichnung der Leisten von Karl Martin (5)

und Lina Richter (1)



Ludendorffs Verlag G.m.b.H., München 19

Printed in Germany (Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19)
Druck Franz Scheiner, Würzburg

Inhaltsverzeichnis

Bilder



Muttertränen.

Von Karl v. Unruh.

Es ist vorüber. Mit ihren weichen Händen
schließt sanft die Mutter ihres Kindes Augen.
Seit Wochen wich sie nicht von dieser Stelle —
nicht Tag noch Nacht. In stillen Ängsten
lauscht' sie dem Atem, hielt die heißen Hände,
die nach den ihren suchten. Doch heitres Lächeln
spielt' um ihre Züge, wenn ihres Kindes Auge sie erblickte,
aus dem ihr Liebe und Vertrauen entgegenstrahlten.
Nun ist's geschehn — — — —
Wie auch der Lebenswille
sich trotzig und mit wilden Kräften wehrte —
wie auch der Mutter liebend starke Kraft
das Kind dem Tode zu entreißen suchte —
er siegte doch.
Stumm nimmt die Mutter Abschied.
Keine Träne, kein Laut der Klage stört die Weihestunde.
Nur ein Blick, ein langer Blick, in dem die Seele
noch einmal sehnend dieses Antlitz sucht,
das eben noch so dankerfüllt, so voll Geborgenheit
am Aug der Mutter sterbend sich erquickte.
Sahst du solch Schauen einer Mutterseele,
die ihren Schmerz still in sich selbst verbirgt,
daß auch kein Wort ihr heilig Eigentum verletze?
Du sahst es? O so schweige —
erlebe ganz die heilig ernste Stunde,
wenn dir das wehdurchzittert brechend' Auge
und stolzer Haltung Hoheit es verrät,
daß eine Mutter weint in ihrer Seele Tiefe.

Eine Deutsche Totenfeier

gehalten auf der Ahnenstätte in Hude bei Oldenburg.

Vor nicht ganz dreiviertel Jahren stand der Entschlafene auf dieser Deutschen Ahnenstätte an der Bahre seiner Gattin. Beide waren im klaren Bewußtsein in die alte liebe Heimat zurückgekehrt, um Abschied von einander zu nehmen für immer. Schon damals fühlte der Entschlafene die Schritte des Todes sich auch ihm nähern. Doch all seine Kraft überwand die Herbheit des Scheidens von der geliebten Frau und Mutter seiner Kinder. Unter ihnen stand er aufrecht und fest, wie ein Deutscher stehn soll, der die Erhabenheit des heiligen Todesmuß erfaßt hat.

Und darum wüßte ich keinen besseren Schlußstrich unter sein Leben, als das jahrtausend alte nordische Wort, wie es uns jenes ehrwürdige Buch gewaltiger Gottschau und tiefsinniger Gleichnisse und Rätsel so übervoll bietet: die Edda. Jenes Wort, das das Bild des germanischen Menschen, Mann sowohl wie Weib, umreißt:

Treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben.

Uns ist es heute noch verständlich, wenn ein, artgemäßem Denken entwöhnter Mensch über dieses Wort geradezu erschrocken ist. Auf den ersten Blick erscheinen nämlich die Ahnen, was die Äußerung über das Sterben anbetrifft, ohne Tiefe des Gemüts. Doch wer die bis auf ein paar Worte verdichtete Ausdrucksweise kennt, dem erscheinen sie doch milder und versöhnlicher. Denn selbstverständlich müssen wir das Wort zeitgeschichtlich zu verstehen trachten, um den Ahnen nahezukommen, genau so, wie wir es erwarten, daß unsere Nachfahren, deren Ahnen wir sind, sich mühen, uns und unser Denken zu verstehen. Da taucht vor unserem Geiste jene Zeit auf, da zur Winterzeit in diesen Wäldern und Heiden der Wolf heulte, das Hochwild noch freie Beute des freien Menschen war. Damals, als jeder Mann und jede Frau wehrhaft sein mußten, um den unaufhörlichen Bedrohungen des harten Lebens begegnen zu können, sei es im Erwehren der wilden Tiere, sei es im Abwehrkampf feindlich gesinnter Menschen. Das heilige, aus dem erhabenen göttlichen Willen erstandene Leben galt es zu verteidigen, die Sippe und den heimischen Herd galt es zu schützen. Immer standen den Ahnen Tod und Tat unmittelbar nebeneinander. Auf der einen Seite der Tod als heiliges und unabänderliches Gesetz, auf der anderen die Tat, geboren aus heiliger Verantwortung dem Leben und der Sippe gegenüber, die über Jahrtausende hinweg die unsterbliche Volksseele trägt. Der dem Tode trotzende Kämpfer ist nicht einer, der das heilige Todesmuß ablehnt, sondern einer der dem heiligen göttlichen Lebenswillen dient. Und weil dem Ahnen so immerwährend Tod und Tat aus göttlichem Willen heraus nebeneinander standen, darum war ihm die Furcht vor dem Tode fremd. So kommt es, daß die dem Tode trotzende Tat auch ein tiefes Erleben im Gedächtnis

der Sippe hinterläßt, das sich in Sage und Heldenlied noch vertiefen kann. Darum auch erzählt der Ahne das gewaltige Gleichnis von Wallhall und seinen Einheriern, darum ist ihm das Helreich ein Zustand des Verdämmerns und des Vergessens, eine furchtbare Anklage für ein tatenloses Leben. Dem Ahnen ist das Helreich nicht eine Art Folterkammer, davor er sich ein ganzes Leben fürchten müßte. Diese Furcht würde ihn ja auch nur lähmen, würde ihn kraftlos in der Abwehr machen. Ja mehr noch auch die Sippen- und Kampfgenossen würden untüchtig, das Leben des gottgewollten Stammes oder Volkes würde aufs höchste gefährdet werden. In erster Reihe im Kampfe zu stehen, ein herrlich leuchtendes Vorbild mannhafter Tat zu sein, das war dem Ahnen Ziel, das war seine Sehnsucht. Darum stirbt er würdevoll, im Kriege wohl gar jauchzend.

Vor etwa dreißig Jahren wären wohl solche Gedanken über das Denken unserer Ahnen gar vielen Deutschen unverständlich gewesen, gewiß wären sie vielen fremd geblieben für immer. So sehr war unser Seelenleben artentfremdet. Wie gewaltig riß dann die Todesnot unseres Volkes alle fremden Überlagerungen von unserer Seele, wie fanden wir es mit einemmale „Deutsch", wenn Deutsche Regimenter mit dem uns so heiligen Liede Deutschland, Deutschland über alles auf den Lippen, s i n g e n d, dem Tode entgegenschritten (Langemark). Dort in Flandern war germanische Todesauffassung wieder auferstanden. Und dieses Wunder der Seele wirkt fort bis auf unsere Tage. Es ist daher unsere Pflicht, dieses köstliche Wunder, das sich an unserer Volksseele vollzog, wachzuhalten, seinen tiefen Sinn für die Volkerhaltung fruchtbar zu machen. Wir erlebten, was Erich Limpach als Ruf des Nordens bezeichnet:

Und immer wieder aus des Blutes Tiefen
Ringt Erberinnern sich zum Licht empor,
Ob tausendmal auch fremde Stimmen riefen —
Dem Ruf des Nordens lauschte unser Ohr.

Wir sind im Innern stets wir selbst geblieben
Wenn auch verschüttet oft die eigene Art —
Doch hat das Schicksal uns zum Kampf getrieben,
Ward Deutsches Wesen herrlich offenbart.

Dies klare Wissen gibt mir neu den Glauben
An meines Volkes ewige Schöpferkraft
Und niemand kann mir das Bewußtsein rauben,
Das Deutschland einst sich wahre Freiheit schafft.

Nicht wahr, welch' ein gewaltiger Weg geistiger Irrgänge und Kämpfe liegt zwischen dem alten Eddawort und den Versen Erich Limpach's. Heil dem, der diesen Pfad zum Wesenhaften Deutscher Freiheit fand. Das Leuchten der Augen kündet es, daß die Dinge des Alltags, daß Stunden des

Die Ahnenstätte in Hude, Oldenburg

Grab und Eingang zur Gruft, in der die Toten bis zur Grablegung aufgebahrt werden.

Aufnahmen (2) Noggerath

Leidens der Seele den Flug nicht nehmen können, über den Tag hinauszufliegen in die Weite. In seltenen köstlichen Stunden können wir in uns die Volksseele klingen hören, jene mächtige Weise, die da jenseits tönt von Raum und Zeit, von Zweck und Glück.

Dann ist das Sterben wie das unseres Freundes Karl Schliepe aus der Art — für die Art.

Zehn Jahre ist er, als ihn der Vater im Sommer 1870 mitnimmt auf die große Reise zur Großmutter nach Ostpreußen. In Berlin erlebt der Knabe die Verkündigung der Kriegserklärung. Er sieht Soldaten, Soldaten und — König Wilhelm, Bismarck und Roon. Nach etlichen Wochen — wieder in Berlin — sieht er Verwundete, französische Gefangene, eroberte Geschütze. Er fühlt das Sichaufrecken Deutscher Kraft. Als Jüngling — er wird Kaufmann — erlebt er den Jammer des großen Betruges der Gründerjahre, damals, als Juda den wirtschaftlichen Erfolg der Deutschen Waffen an sich riß.

Für Karl Schliepe aber ist es bezeichnend, daß er nicht auswandert, sondern sich seinem Volke und Vaterlande nur noch mehr anschließt. Er wird Soldat — Reiter. Der blaue Dragonerrock des heimischen Regiments wird sein Berufs- und Ehrenkleid. Ehrenvolles Kommando führt ihn nach Sachsen ins Kaisermanöver. Wieder sieht er Bismarck, auch Moltke und den greisen Kaiser. Dem Manne stehen die Bilder der Knabenzeit vor Augen. Es ist doch schön, Soldat zu sein. Da ist Ordnung, Sauberkeit. Der ehrenwerte Mensch gilt etwas. Karl Schliepe wird Heeresbeamter. Einer von den vielen, vielen, die in aufreibendem Dienst bei knappem Gehalt durchhalten. Korruption kennt man kaum dem Namen nach. Schliepe schon garnicht. Vier Kinder sind neben der tüchtigen und sparsamen Gattin seine Liebe, seine Sorge. Oft kommen Versetzungen, es bleiben Beförderungen und Ehrenzeichen nicht aus; aber das Beste ist das Bewußtsein, in Ehren seine Pflicht getan zu haben. In Treue leben, wie die Edda sagt.

Der Krieg bricht aus. Man wohnt gerade in Königsberg. Die Angehörigen müssen die Festung verlassen. Schliepe ist Zeuge von viel Leiden, Elend, Krankheit und Sterben. Aber er erlebt auch die Befreiung Ostpreußens. Er liest, daß die Universität Königsberg den Sieger von Tannenberg ehrt: Ludendorff.

Noch ahnt der Entschlafene nicht, wie sehr dieser Mann noch in sein Denken und Leben eingreifen wird. Noch ist Krieg. Der Soldat hat das Wort. Der älteste Sohn zieht ins Feld, kämpft ein Jahr ums andere. Karl Schliepe tut Dienst in der Heimat, viel aufreibenden Dienst.

Das Deutsche Volk wird müde — der Soldat tut Dienst. Aber es stecken schon andere Kerle im alten Ehrenkleid. Das Wort Pflicht verblaßt und in der Revolte 1918 erstirbt auch in vielen das Wort Ehre. Aber nicht in Karl Schliepe. Er versucht zu retten, was zu retten ist vom alten Soldatentum und vom Heeresgut. Ein paar Jahre noch — der Dienst ist aus. Ein

anderes Deutschland ist da, das er nicht lieben kann. Auch seine Angehörigen nicht, sie alle gehören ja zu jenen, in denen das Wesenhafte des Deutschen Menschen noch nicht erstorben ist.

Man horcht um — es schweigt in Deutschen Landen.
Man sucht — es ist wie in der Nacht.

Plötzlich leuchtet es auf: Ludendorff spricht zum Deutschen Volk. Der General schreibt Bücher. Das Volk schüttelt in seiner Mehrheit den Kopf, ohne ernsthaft hingehört oder gar gelesen zu haben, geschweige denn erkannt zu haben, was Ludendorff will. Verleumdung und Lüge umbranden den Mann, der wie Atlas eine Welt auf seinen Schultern trug — Jahre hindurch.

Schliepe begriff: Da kämpft einer ohne Hoffnung auf Lohn, ohne Sehnsucht nach Ehre. Da steht ein ganz Großer unseres Volkes, und das Volk sieht ihn nicht, weil Deutschlands Todfeinde die Nebel der Lüge ins Land geblasen haben. Da gilt es zu dem Großen zu stehen, denn aus ihm spricht des Volkes Seele rein und klar und stark.

Ludendorff's Weg geht steiler. Er betritt das Neuland des Deutschen Gottglaubens. Der Entschlafene ist aber geistig frisch genug, um auch diesen Boden zu betreten. Erst nun wird ihm Ludendorff's Handeln restlos klar. Aus Blut und Glauben handelte er in unwandelbarer Treue für sein Volk. Waren ihm seine Kinder auch in dieses Neuland Deutscher Zukunft vorausgeeilt, der Entschlafene hatte die Spannkraft, alte, unverstandene Gelübde für ungültig zu erklären und das weite Kampffeld zu betreten, in dem es nur Einzelkämpfer gibt die in heiliger Freiwilligkeit aller Verachtung zum Trotz an ihrem Platze stehen, jene Einzelkämpfer, die den Gedanken, ja die jegliche Art der Vermassung überhaupt ablehnen, die alle Verantwortung selbst übernehmen wie der einsame Soldat im Vorfeld.

Ja, mag es auch der leidenden Gattin schwer geworden sein, auf alte Gewohnheiten und Gedankengänge zu verzichten, auch sie tastet in treuer Kameradschaft zu dem Deutschen Menschen, dem Zukunftfrohen.

Wie war der Entschlafene bemüht, um den Denkstein würdig zu gestalten, der den Namen der Lieben späten Geschlechtern künden sollte, wie beschäftigte ihn diese Stätte immer wieder. Noch in der Woche vor seinem Ableben erbat er sich eine Aufnahme, um sich so recht fest hineinzuleben in den Ort, da auch er gebettet werden wollte. Das Bild hat ihn nicht mehr erreicht. Er konnte es nur geistig schauen. Wie war er sich klar über den nahen Tod. Im Sommer noch eine Reise an die Stätten früherer Wirksamkeit, zu den Lieben. In den letzten Wochen aber trifft er schon Anordnungen für diese Stunde. Er versammelt seine Kinder um sich und spricht mit ihnen über all' das, was Eltern und Kinder miteinander verbindet und über Deutschland und Deutsche Freiheit. Mit fester Stimme sagt er seinen Lieben „Gute Nacht".

Die innigsten Züge übergehen wir, sie sollen Alleinbesitz seiner Kinder bleiben, denn sie sind wie der zarte Farbenhauch auf Blüten oder Schmetterlingflügeln. Man tastet nicht daran ohne zu schaden. Und diesen feinen, innigen Ausklang dieses Lebens wollen wir daher auch alleine weitertönen lassen in seinen Kindern.

Ein Leben voll Treue und Dienst am Deutschen Volke ist abgeschlossen. Nie kehrt ein gleiches je wieder, weil wir aus dem unendlichen Willen der Gottheit zur Vielgestaltigkeit alle nur einmalig sind, ein Atemzug Gottes zu unserer Zeit in unserer Weise. Wohl dem, der zu sich selber kommt, wie es dem Entschlafenen noch als Greis gelang. Wohl dem, der die ewige, heilige Bildschrift der Gottheit zu lesen versteht, etwa so wie Limpach es ausdrückt:

> Aus des Kristalls gewachsenem Meisterstück,
> Aus einer Blüte wundersamen Bau,
> Aus eines Kindes leuchtend hellem Blick,
> Aus Vogelflug und lichtem Morgentau,
> Bei Tag und Nacht, auf allen deinen Wegen
> Strahlt Göttliches vollendet dir entgegen.

Aus dieser Bildschrift der ewigen Gottheit lesen wir alle unterschiedlich. Doch den Grundgedanken erfassen wir alle. Darin erblicken wir das erhabene Wunder unserer Rasse — und Volksseele.

Wie mächtig schwingt und klingt es gerade heute in uns bei dieser Weihnacht, in dieser Weihestunde. Obwohl die Wälder nur leise rauschen im Winterwinde und kalter Schnee den Boden deckt, wir wissen's alle: Die Sonne, die von nun an täglich uns näher kommt, schreitet daher wie ein sieghafter Held. Und ihr folgen Vogelsang und Blütenleuchten, Kinderlachen und neues Leben. Unsterbliches bereitet sich vor, denn immer währet unsterbliches Leben um uns.

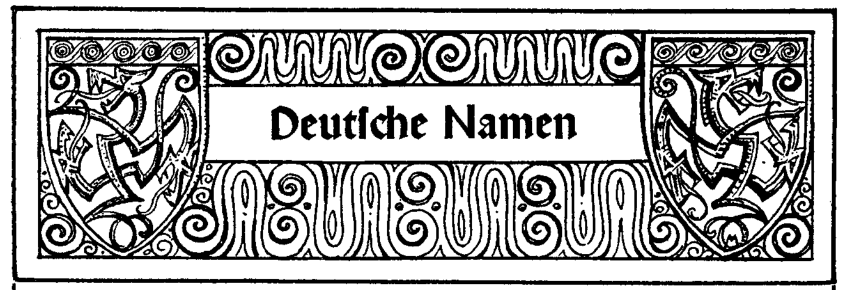
Immer aber werden Deutsche diesem göttlichen Unsterblichkeitwillen nachdenken, auch dann, wenn wir hinübergeschlummert sind in das heilige Unbewußtsein, das wir Tod nennen, jenes gewaltige göttliche Schweigen, das den Ausklang unseres Lebens bildet. Heilig ist uns darum der Tod und die Stunde des Sterbens. Sie ist der heilige Friede, dem wir entgegenschreiten nach so viel Kampf und Not, nach so viel Stunden, da unser Herz erbebte vor Freude und Wonne über all das göttlich Schöne in dieser gottdurchwebten Welt. Heilig ist uns daher die Mahnung eines Sterbenden, doppelt heilig, wenn sie hinausragte über alle kleinlichen persönlichen Dinge. Heilig sei uns daher das Vermächtnis des Entschlafenen, das von seiner Sterbestunde her aus seinem Sarge durch meinen Mund uns nachklingt:

Deutschland — Deutschland über alles, über alles in der Welt.



Deutsche Namen

Alfred	Adelheid	Adimar	Armgard	Dietfried
Asko	Amalberta	Alfrid	Agilberta	Dankfried
Adolf	Adele	Agilolf	Amberta	Dieter
Adalbert	Alwine	Berno	Agisa	Dietlieb
Adalrich	Adelgunde	Bertrat	Bernharda	Dietwin
Argrimm	Ada	Berold	Bertrade	Eilfried
Amalbert	Adaltraut	Bertilo	Brigitta	Ekkehard
Arnulf	Adelinde	Berthold	Bertraude	Erhard
Ado	Anshild	Berengar	Berta	Egilolf
Albert	Adalberta	Bertrand	Brunhilde	Edelwald
Arnold	Albruna	Bodulf	Bertgard	Erich
Arnhard	Adelhild	Bern	Berthilde	Egenald
Anselm	Adolfa	Bernold	Balda	Edward
Arno	Alruna	Bertho	Bernhild	Elo
Ansfried	Adelgunde	Brage	Dietlinde	Edelmar
Adelar	Agnes	Bernward	Diethild	Edmund
Alfons	Anselma	Botho	Dietberga	Ekkbert
Alarich	Amalie	Bertram	Dieta	Ethelfrid
Adamar	Armenhild	Bernhard	Dagmara	Edgar
Artur	Adila	Dietmund	Daghilde	Ekkfried
Atli	Amaltrut	Dietgard	Dalgard	Edwald
Agnar	Arntrut	Dankmar	Dorothea	Emil
Adelfried	Adelrun	Dagobert	Ermgard	Erno
Adelwart	Agiltrud	Dietrich	Erharde	Ernfried
Andwar	Alraun	Dietmar	Ethelgunde	Ewald
Armin	Adelgard	Diethelm	Ermenhild	Eberhard
Alwig	Adeltrud	Dietward	Edelfrieda	Eigel
Aribert	Alberta	Dankward	Ermina	Eginhard



Erna	Edwin	Elengard	Gotwin	Gerborg
Erika	Edelbert	Ermunde	Gerwin	Gudrun
Edelberta	Egon	Ella	Giſelher	Gunthild
Erwine	Egmar	Frida	Giſelbert	Gunhild
Editha	Erwin	Friderike	Guſtav	Geralda
Ethelinde	Einhard	Framgart	Gundolf	Godelinde
Edwina	Eike	Friderun	Gebhart	Gebtrud
Edeltraut	Ernſt	Freia	Gernaut	Gotberta
Elfrida	Egmond	Friedhild	Götz	Gudelinde
Erdhilt	Ferdinand	Frauja	Gerwig	Gida
Egonhild	Friedrich	Frigga	Guntbert	Gerta
Erma	Fridjoff	Froha	Gerhard	Gulbraun
Eda	Friedebald	Friedemunde	Gisfried	Giſela
Erwina	Friedel	Frederun	Giſelmar	Gotfrida
Ernfrieda	Friedewalt	Frohrun	Gernot	Gundrun
Elfgart	Framhart	Freudholde	Gerbrand	Gislinde
Edila	Friedemar	Freda	Gerold	Guntrade
Edelgard	Friedebert	Fridholde	Gunter	Gisberta
Elrada	Fridolin	Franhilde	Germund	Gudula
Erla	Friedhelm	Friedegard	Gerwald	Gotwilt
Erenhild	Fromund	Fenja	Gerald	Gotburga
Egwina	Framhold	Frota	Guntmund	Gertraut
Ermentrud	Friedemund	Gertrud	Gisbert	Gebalda
Elſa	Fredegar	Gilberta	Giebig	Gerwina
Egberta	Gerulf	Gundhilde	Gothard	Groa
Emma	Gilbert	Gerlinde	Geribert	Gerfrida
Egwina	Gundoſ	Godila	Gerhart	Gerhilde
Eiltrud	Guntram	Gothild	Gering	Gerda



Deutsche Namen

Georg
Gotfrid
Gundhart
Gero
Hildemar
Hermannfried
Hardo
Herfried
Hildobert
Helgar
Heilwig
Helmold
Helmut
Hialmar
Hugdietrich
Halwart
Hadulf
Hugbert
Hatto
Hartmut
Herwig
Hanno
Hidulf
Heinrich
Hermann
Helmund
Hugo
Herbold

Hildegard
Heilgard
Helga
Helma
Hergund
Hergard
Hilderun
Henrika
Holda
Herlinde
Hadwine
Hulda
Herberta
Herdwiga
Hildegard
Helmtrud
Hildeberta
Heimtraut
Hildentrud
Heila
Herta
Huberta
Heilsigna
Hilla
Hera
Herborg
Heidrun
Herfrid

Herulf
Hermund
Hedin
Harald
Hasso
Helmgunter
Henning
Hilderich
Helge
Hattilo
Hartwin
Helmfrid
Half
Harand
Hartfrid
Hartmund
Hatton
Heribert
Horst
Herbert
Hagart
Irmino
Irmund
Isgard
Iro
Ingobar
Ingo
Ingraband

Hiltrud
Heilburga
Hergard
Hedwig
Hermine
Hilda
Heimholde
Hega
Hildeborg
Hildelind
Herilt
Hallfriede
Harda
Heilbruna
Hartlinde
Heida
Ida
Inhild
Ilse
Isolde
Ingeborg
Irmtrud
Inada
Irmhilde
Ingfrida
Ingrid
Iduna
Isa

Ingram
Ingefried
Imo
Irnfrid
Irinhart
Irmbert
Isulf
Ingbert
Ismar
Jördi
Jürgen
Jochen
Karl
Konrad
Klodwig
Kuno
Klaus
Kurt
Kunibert
Leuthold
Ludwig
Lothar
Leopold
Luitfried
Ludolf
Lebrecht
Luitbold
Marbod



Deutsche Namen

Iſengard
Irmgard
Irmingard
Idburg
Irmtraut
Imma
Irmfried
Irma
Jutta
Karla
Kriemhild
Klothilde
Kunhild
Lutberga
Libgarda
Luidgardis
Ludwiga
Luithilde
Ludberta
Libhilde
Luthild
Lobhild
Loba
Ludegund
Liebtrud
Lotte
Mathilde
Malwine

Manfred
Meinfried
Mutfried
Meginhard
Markward
Meinulf
Meinrad
Marwig
Nordulf
Norwin
Neidhard
Notgar
Norbert
Nordfrid
Nordwin
Nagibert
Naginhard
Nabert
Ortlieb
Ordulf
Oswin
Odfrid
Odilo
Otto
Ortwin
Otholf
Ottokar
Olaf

Minna
Manfreda
Marhild
Mara
Meinhilt
Meginhilt
Mahfrida
Marholda
Magwina
Mutberga
Nothilde
Norgard
Nortrud
Nanna
Norberta
Oda
Olga
Oberta
Ottilie
Oſtara
Osfrida
Ortrud
Odwina
Odburga
Odohild
Orlindis
Otmara
Owine

Othmar
Oderich
Oswald
Oskar
Odo
Ottomar
Odalfried
Rudolf
Rüdiger
Reinhold
Roland
Reinhalt
Rolf
Rother
Ratmar
Robert
Rupert
Reinhard
Roderich
Reinulf
Richard
Reginald
Reiner
Richmar
Ran
Reimund
Reinfrid
Reifgerd

Ragalinde
Reinharda
Rosmunde
Richarda
Rothild
Rolande
Rotraut
Rinda
Radmunde
Richalta
Roswitha
Rathilt
Reginhild
Runhilde
Ramhild
Ragelinde
Roſa
Siguna
Siegberta
Swanewid
Siegtraut
Siegburg
Sigrida
Swanhilt
Sighilt
Sigrun
Signe
Sneewit



Deutsche Namen



Rodger
Ringolf
Rikkmar
Reidmar
Regin
Rigbert
Ruprecht
Rihnot
Riko
Raganfrid
Siegesmund
Sigram
Sigwin
Sigurd
Siegfroh
Siegfried
Sintram
Siegmar
Siegmut
Sarlo
Sigibert
Swinto
Suno
Tangred
Torismut
Teutewart
Trudo
Tedolf

Sieglinde
Sunhild
Sunna
Sigtrud
Sistrud
Sigrada
Selma
Teda
Turid
Trudhilde
Trutlinde
Traute
Torhild
Thora
Tilda
Tekla
Teuta
Thusnelda
Trude
Thya
Tatmara
Urda
Ursula
Ullrike
Ulla
Uda
Ute
Udalgard

Sasso
Sigbert
Signot
Theodat
Theodebert
Theodegar
Theoderich
Thorsten
Thorwald
Tilo
Tilfrid
Thankmar
Thetward
Tristan
Tragobert
Tilbert
Ulrich
Udo
Undo
Volkmar
Volker
Burkhart
Volkwin
Volkwart
Wulf
Wigand
Withard
Wolfgang

Udalberta
Volkhild
Waldtraut
Waldfrieda
Wilburga
Walburga
Weneda
Wilhelmina
Wilegund
Wiligarda
Wiltrud
Wilfrieda
Waldegunde
Waltrud
Winfriede
Wachhilde
Willerun
Wolfrada
Weleda
Wara
Wendala
Waltrun
Wendula
Wulfhilde
Wilborg
Wilgard
Wilhilt
Walruna

Wendelin
Wolfdietrich
Wolfram
Widolf
Winhard
Witmar
Wilhelm
Wilemar
Wolfhart
Winfried
Widar
Willibald
Waldemar
Waltari
Wilfrid
Wenzel
Wigbert
Williger
Willo
Wilibrod
Werner
Walther
Werder
Wunibert
Warnulf
Wörn
Wallo
Wodo

Nun kam der Tod . . .

Von Karl v. Unruh.

Mein alter Freund –

Nun kam der Tod mit starken gütigen Händen

und schloß zu ewigem Schlummer deine Augen.

Im Raum, den eben noch qualvollen Atems Laut erfüllte,

herrscht Totenstille.

Bleich, reglos liegst du auf den weißen Kissen.

Und während ich in heiliger Ehrfurcht

der Majestät des Todes tief ins Antlitz schaue,

vollendet er sein Werk. Mit zarter Hand

entfernt er alle Spuren deines Kampfes

und glättet deine Züge,

legt dir ein leises Lächeln um die Lippen

und gibt dem Antlitz stolze Kraft zurück.

Straff reckt sich deine aufrechte Gestalt –

und als der Künstler scheidet,

liegst du vor mir stark, gütig, schön –

ein Bild unendlicher Erhabenheit.

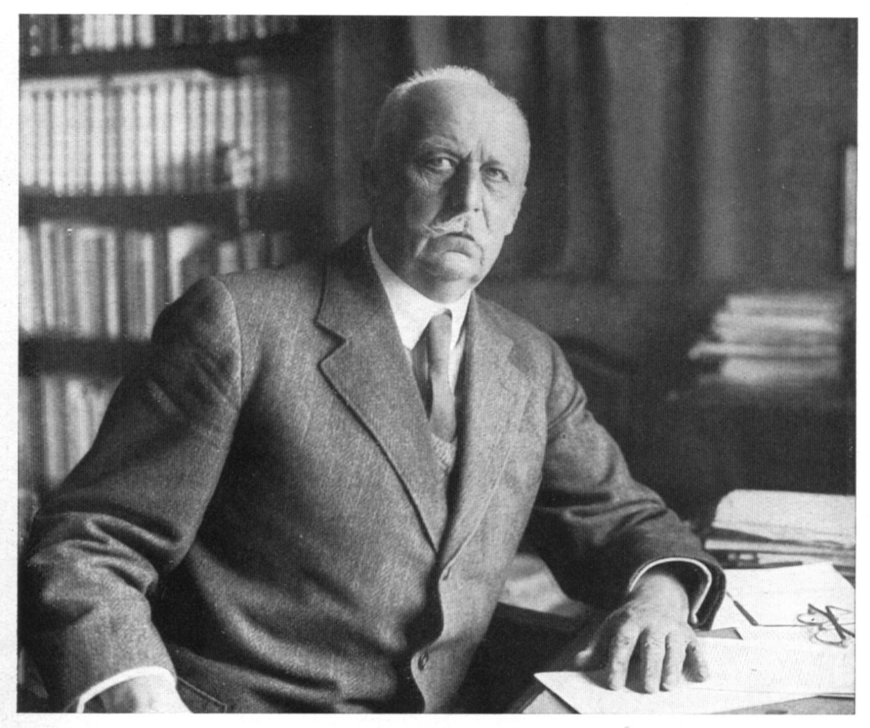
„Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben."

Von General Ludendorff.

Das war einer der Grundsätze des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., der den Geist von Potsdam zu formen begann. Aber schon sein großer Sohn Friedrich II., der Große, lehnte für seine Person die Christenlehre ab, allerdings rüttelte er — für sich aus Nützlichkeitgründen — nicht an dem Grundsatz seines Vaters. Er konnte es auch nicht, denn er hatte nichts, was er dem Volke „an Stelle der Religion" geben konnte. So wandte er sich nur gegen Aberglauben und die Herrschsucht der Priester. Der Grundsatz „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben", hat seiner Dynastie indes nichts geholfen und dem Volke auch nicht. Die Weltgeschichte beweist dies, und nicht minder bezeugt es die Tatsache, daß wir vergaßen, was Rasseerbgut und Lebensgestaltung nach ihm für den einzelnen Deutschen und für die Volkserhaltung bedeuten.

„Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben", so dachten und denken die meisten Herrschenden, und meinen damit, das Volk leichter nach ihrem Willen leiten und in Ordnung halten zu können. Ja, viele Regierende strebten danach und wollen noch heute das höchste weltliche und geistliche Amt in einer Person vereinigen, um so neben der Beamtenschaft auch die Priesterschaft unmittelbar zur Leitung des Volkes zur Verfügung zu haben. Ja, sie wollten und wollen sich selbst göttlichen Abglanz geben. Ich nenne in solchem Zusammenhang die römischen Kaiser, die Herrscher in Mexiko und Peru, als die Spanier sie stürzten, ich nenne den letzten russischen Zaren, der zugleich Haupt der orthodoxen Kirche war, ich nenne den letzten König von Preußen als Haupt der protestantischen Kirche und jetzt den Kaiser von Japan. Religion war und ist für die meisten Herrschenden ein Regierungmittel, ganz gleich, wie sie selbst zur Religion stehen. Ja, die Völker hatten Religion, aber viele Regierenden, die sich auf diese stützten, blieben nicht Regierende. Ihr Volk fiel sogar, wie die Geschichte aus Amerika lehrt, mit dem Oberhaupt der Religion. Wie gefährdet die Stellung des japanischen Kaisers und damit die des japanischen Volkes ist, werden kommende Geschlechter noch zu erleben haben. Aber „dem Volke muß die Religion erhalten bleiben" so meinen die Regierenden und denken dabei an die Religion, die ihnen genehm oder suggeriert worden ist.

Die Regierenden dachten nicht daran, wie gefährlich es für sie und ihr Volk sein muß, so viel auf die Karte: „Religion" zu setzen, stets die Macht mit herrschsüchtigen Priestern zu teilen, oder von ihnen abhängig zu sein, zumal wenn sie von ihnen nicht als höchstes geistiges Oberhaupt anerkannt wurden, und dieses in seinen Herrschaftsansprüchen im vollen Gegensatz zu ihnen stand, wie etwa der römische Papst zum Deutschen Kaiser. Mußte der



Presse-Bild-Zentrale

Der Feldherr Erich Ludendorff

„Sonnenwende feiern wir –

Weltenwende wollen wir –

Starke, wendet Deutsches Los!“

Deutsche Kaiser danach streben oder hätte danach streben müssen, das Volk unabhängig von fremden Einflüssen zu leiten und ihm in Freiheit arteigene Lebensgestaltung zu geben und zu sichern, so mußte der römische Papst als Glaubenserfüllung dem völlig entgegengesetzt danach trachten, das Deutsche Volk in den Gottesstaat unter die Herrschaft des Königtums Christi zu führen und es wie den einzelnen Deutschen aus Stamm, Sprache und Nation herauszuerlösen. Der Papst durfte, wie jeder andere Geistliche oder Priester, die vermeintlich Stütze des Thrones waren, den Deutschen nur soviel Eigenart belassen, als es notwendig war, für diese unbemerkt, die Kollektivierung durchzuführen. Unter der christlichen Suggestion war so der Rest der, dem Deutschen belassenen Eigenart recht gering, aber „dem Volke muß die Religion erhalten bleiben".

Vor allem aber dachten die Regierenden nicht über das Wesen der Religion nach. Sie war und ist gar kein „Regierungmittel", sie soll vielmehr den Menschen über die letzten Fragen, über den Sinn des Menschenlebens, seine Unvollkommenheit, das Todesmuß der Rassen und Völker Antwort geben, welches Sehnen nun einmal tief in jedem Menschen liegt. Die Regierenden dachten nicht darüber nach, daß diese Antwort nach unabänderlichen Gesetzen die Grundlage für die Lebensgestaltung des Einzelnen und des Volkes, ja, auch des Staates war, sie beantworteten nicht einmal sich selbst diese Fragen. Selbst ein so weiser Monarch wie der Große Preußenkönig drang in seinem Sinnen nicht auf den Grund der ausschlaggebenden Bedeutung solcher Zusammenhänge. Von anderen christlichen Fürsten und Staatsmännern war dies erst recht nicht zu erwarten. Sie waren christlich suggeriert, sie dachten christlich, so wie die Priester es wollten. Sie kamen gar nicht auf den Gedanken, daß sich die Religion durch ihre Priester zwischen sie und das Volk schieben könnte, da sie ihm Antworten auf die letzten Fragen gab und ewiges Leben im Himmel oder ewige Höllenqualen verschaffen konnte, während die Regierenden nicht einmal auf Erden dem Volke alles recht machen konnten und bei Unkenntnis der Seelen- und Rassegesetze den Anforderungen des Rasseerbgutes oft nicht besser wie die Priester entsprachen, höchstens allgemeine nationale Wünsche erfüllten und für ein gewisses Wohlergehen auf Erden sorgten. Die Regierenden sahen nicht die tiefen Widersprüche, die zwischen Christen und ihrem Rasseerbgut liegen, nicht die tiefen Widersprüche zwischen ihrem Handeln nach dem Gebot der Christenlehre, als der Propagandalehre der Juden- und Priesterherrschaft und ihrem Wollen zum Besten der ihnen anvertrauten und von ihnen geleiteten Völker und Millionen einzelner Menschen. Sie erkannten so erst recht nicht die schädigende Einwirkung der Glaubenslehre auf den Einzelnen, als Glied des Volkes und des Staates, gegenüber den Anforderungen, die beide, und damit erst recht die Regierenden für den Lebenskampf des Volkes zu stellen hatten. So wurde z. B. die Christenlehre ja sogar als staatenbildend gefeiert, obschon sie lediglich unter Zerstörung der völkischen Eigenart freie Stämme unterwarf und sie zur staatlichen Einheit zwang ohne dem Staat als Grundlage

seines Bestehens ein Volk zu geben und darauf zu verzichten, beide beherrschen zu wollen. Religion an sich ist kein Mittel für die Regierenden, das befähigt, ihnen die Leitung des Volkes zu seiner Erhaltung zu erleichtern. Wohl ist sie, und hierin liegt ihre ausschlaggebende Bedeutung für sie, die Grundlage für die Lebensgestaltung der ihnen anvertrauten einzelnen Menschen und des Volkes in seiner Gesamtheit. Sie ist die Grundlage, die auch den Regierenden trägt und ihm die Stellung als Erster im Volke sichern kann. Hierin lag auch früher eine gewisse Berechtigung des Wortes: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben".

Gefährlich allerdings war das Wort für Regierende und Volk, wenn keine Klarheit über das Wesen von Religion im allgemeinen und der in Betracht kommenden Religion im besonderen bestand; und das war nirgends der Fall. Gibt die Religion, wie alle Religionen, auch die Christenlehre, unwahre Antworten auf die letzten Fragen, dient sie überdies noch fremden Zielen, wie die Christenlehre als Propagandalehre der Juden und Priesterherrschaft, ja, setzt sie sich, wie diese, in Widerspruch mit der Moral eines Volkes wie mit der des Deutschen und seinem Rasseerbgut, dann wirkt sie schädigend und zersetzend auf den Einzelnen, die Sippe, Volk und Staat. Dies haben wir in den vielen hundert Jahren unserer Geschichte zur Genüge erlebt, seitdem die christliche Fremdlehre zu uns kam. Sie konnte zu uns kommen, weil sie sich dem Grübeln unserer Ahnen anpaßte, die sich nur einen Mythos gebildet und noch keine feste weltanschauliche Grundlage gewonnen hatten. Hier fiel nun die Christenlehre auf günstigen Boden, weil sie in Tollkühnheit irgendwelche Antwort auf die letzten Fragen gab. Den Glauben an die vermeintliche Wahrheit dieser Antworten forderte sie allerdings mit Scheiterhaufen und unerhörtem Zwang und konnte es daher nie durchsetzen, daß der Widerspruch im Deutschen Volke gegen diese Fremdlehre je verstummte.

Nicht irrende „Religion", etwas anderes müssen der Einzelne und das Volk für ihre Lebensgestaltung haben, nämlich unantastbare Wahrheiten, auf die sie ihr Gotterleben erhalten und damit ihr Leben aufrichten können. War das bis vor kurzem nicht vorhanden, so ist es jetzt da. Meine Frau hat es uns, ausgehend von den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, in ihrem starken Erleben Deutschen Rasseerbgutes und in dem tiefen Erkennen ihrer intuitiven Schau gegeben und in ihren philosophischen Werken niedergelegt:

Deutsches Gotterkennen.

Deutsches Gotterkennen ist Tatsächlichkeit, ebensosehr Tatsächlichkeit, wie die erkannten Naturgesetze, so das Gesetz der Schwerkraft. Es ist damit wie dieses Gesetz Wirklichkeit, unerschütterlich und unabbiegbar. Darum ist es die unantastbare Grundlage der Lebensgestaltung des Einzelnen und des Volkes. Aber dieses Deutsche Gotterkennen gerade ist es, das zum ersten Mal gezeigt hat, daß das Gotterleben der einzelnen Menschenseele selbst unantastbar frei, und jede Vorschrift und Anweisung für das Erleben des Göttlichen, wie es alle Religionen, wie es auch die Christenlehre, betreiben,



Berger

Frau Dr. Mathilde Ludendorff

Zur Wiederkehr des 60. Geburttages der Philosophin am 4. 10. 1937.

das schwerste Vergehen an dem Göttlichen selbst ist, da die Seele in ihrem Gotterleben gestört, und dieses durch solche Eingriffe gefährdet wird.

Schon in Folge 3/36 vom 5. 5. 36 des „Am Heiligen Quell Deutscher Kraft“ wies ich darauf hin und kann es gegenüber vieler Denkwirrnis nicht oft genug tun: Gotterkenntnis ist an unantastbare Gesetze gebunden, das Gotterleben jedes Einzelnen dagegen ist frei.

Für die Lebensgestaltung des Einzelnen und des Volkes gibt „Religion“ Trugantworten auf die letzten Fragen und keine feste Grundlage für eine Lebensgestaltung. Sie, die auf schwankender und unwahrer Grundlage beruht, kann dem Einzelnen und dem Volke keine Lebenserhaltung bringen, auch wenn sie von ihnen so heiß erstrebt wird. Tief tragisch ist solches Ringen. Welch ein Irrtum in der Christenlehre liegt, hat meine Frau, hat der frühere römisch-katholische Geistliche Franz Griese, habe ich, und haben andere immer wieder nachgewiesen, um damit den Deutschen den Blick dafür zu schärfen und zu beweisen, daß sie auf dieser Grundlage ihr Leben nicht aufrichten können. Dabei ist ihnen gezeigt, daß die einzige feste Grundlage im Gotterkennen gegeben ist.

Welches ist denn nun die unantastbare Tatsächlichkeit Deutscher Gotterkenntnis? Ich versuche es in kurze Worte zu fassen:

Deutsche Gotterkenntnis lehnt einen, durch irrfähige Vernunft „begriffenen“ und „beschriebenen, Schicksal gestaltenden und Gehorsam fordernden Gott ab, wie ihn z. B. die Christen in Jahweh, dem Nationalgott der Juden, vermenschlichen, und Deutschgläubige in anderer, weniger persönlichen Darstellung haben. Gott in Deutscher Gotterkenntnis ist jenseits von Zeit, Raum und Ursächlichkeit, unfaßbar durch Vernunft und Begriffe. Gott ist Wesen aller Erscheinung im Weltall, und der Mensch Bewußtsein Gottes im All.

Das Ich der Menschenseele kann das Göttliche seinem Wesen nach erleben, und die Vernunft des bewußten Menschen macht eine Erforschung der Erscheinungwelt nach den vorliegenden Erkenntnissen der Natur- und Geisteswissenschaften möglich. Aus diesem Erleben der Seele, vereint mit der Forschung, gab meine Frau als Antwort auf die letzten Fragen: Der Sinn des Menschenlebens ist, sich in freiem Entscheid aus seiner eingeborenen Unvollkommenheit zum Bewußtsein Gottes in seinem Erdenleben umzuschaffen und bis zum Tode zu bleiben, und der Sinn der Rassen und Völker als Rassepersönlichkeit ist, Gott auf ihre Art zu erleben und das Gottlied in Wort, Tat und Werk entsprechend erklingen zu lassen.

Was ergibt sich nun aus dieser Wirklichkeit Deutscher Gotterkenntnis für die Lebensgestaltung? Ich versuche es wiederum kurz in Worte zu kleiden:

Freiheit braucht der Mensch in seinem Gotterleben, niemand darf ihn beschränken den Sinn seines Lebens zu erfüllen. Der Leser braucht hier nicht zu erschauern und nicht an eine Freiheit zu denken, wie sie der „Liberalismus“ gebar, eine Freiheit, die über das Schicksal der Volksgeschwister hinwegging. Nein, solche Freiheit lehnt Deutsche Gotterkenntnis ab. Einen Eingriff, von welcher Seite er auch kommen mag, der über die Notwendigkeit

der Volkserhaltung hinausgeht, lehnt diese Freiheit ab; besonders aber jenen, der das Gotterleben gefährdet. Die Forderung nach sittlicher Freiheit des Einzelnen und nach sittlichem Zwang von seiten des Staates für die Volkserhaltung, gestützt auf ein Recht, das solchen Grundanschauungen Rechnung trägt, stehen in keinem Widerspruch miteinander; sie ergänzen sich. Gewährleistung der sittlichen Freiheit des Einzelnen ist nur möglich in einem starken, von allen Mächten, den überstaatlichen wie fremdstaatlichen, unabhängigen Staat und in einem wehrhaften, in seinem Erbgut geschlossenen Volke. Anderenfalls bleibt die Freiheit Spielball, der ihr feindlichen Mächte. Die ausschlaggebende Beachtung des Rasseerbgutes liegt im Wesen arteigenen Gotterlebens, ohne die Sprache des Rasseerbgutes ist es überhaupt nicht denkbar. Die Sorge für die Erhaltung des Rasseerbgutes ergibt sich schon hieraus von selbst als tiefe sittliche Forderung, ganz abgesehen von dem Erkennen, daß jede Rasse ihr Gottlied erklingen lassen muß. In der schon genannten Folge des „Am Heiligen Quell“ und auch anderwärts schrieb ich:

„Fest verwurzelt Deutsches Gotterkennen den Einzelnen, in Volk und Staat, und führt zu einer klaren Abgrenzung der Rechte und Pflichten des Einzelnen gegenüber Volk und Staat, und beider gegenüber dem Einzelnen, sowie zur klaren Feststellung der Begriffe von sittlicher Freiheit und sittlichem Zwang in Volks- und Staatsleben. Kein Gott trägt Verantwortung gegenüber der Lebensgestaltung des Einzelnen und des Volkes, sie liegt allein in ihnen und in der Antwort, die sie auf Handlungen der Umwelt gibt.“

Die Regierenden der früheren Tage, die nur den Staat als solchen sahen, haben hierüber nicht nachgedacht, auch heute geschieht es nur in seltenen Fällen, denn Christenlehre herrscht noch in allen Völkern, und die Staaten bauen sich auf Völkern auf, die als trügerische Grundlage ihrer Lebensgestaltung die Christenlehre oder andere Religionen haben, die ebenso Irrtum sind wie diese. Auch die Völker selbst denken hierüber nicht nach, obschon sie allen Grund dazu hätten, denn sie sind die letzten Endes „Leidenden“. Millionen indes erkennen allmählich bei uns, daß die Christenlehre keine „Religion“ ist, die sich für die Deutschen und unser Deutsches Volk eignet. Ja, sie erkennen, daß sie im vollen Widerspruch mit ihrem Rasseerbgut steht und sich schädigend für den Einzelnen, für Volk und Staat auswirkt. Aber welche Grundlage sie zu gewinnen haben, ist nur wenigen, auch nur recht wenigen Regierenden klar und doch hängt von dem Erkennen die Gegenwart und Zukunft unseres Volkes und somit auch seiner Führer ab. Haben die Millionen erkannt, daß der bisherige Glaube nicht die Grundlage ihres Seins ist, so haben sie die Pflicht, darüber nachzusinnen, welches denn diese Grundlage sei. Sie haben Klarheit zu erstreben. Klarheit aber gibt Arteigenes Gotterkennen.

Solche Gotterkenntnis muß das Volk haben. Sie bewirkt Geschlossenheit des Menschen und geschlossene Volksschöpfung, sie trägt Regierende über alle Stürme hin, wenn diese auch von ihnen selbst entfacht wurden. Keine „Religion“ schiebt sich zwischen sie und die Volksgeschwister.

Ludendorff.

Von Oskar Hellem.

Ein heißes Wollen lebt in Dir nur:
Deutschland!

Ein Ziel nur kennst Du, kampfeswert Dir:
Freiheit! —

Wenn einst aus Deines Volkes Augen bricht
ein einzig Leuchten,

Wenn seine Seele wieder singt und klingt
von Gottesweite —

Dann wird Dein Volk auch wieder
zu Dir wallen,

Wird waffenfroh den teuren Worten lauschen
aus Deinem Munde.

Wird sein Heil sich schaffen! —
Heil Dir, Hoher!

Die Waffe gabst Du uns, daß wir sie brauchen:
Siege, Wahrheit!

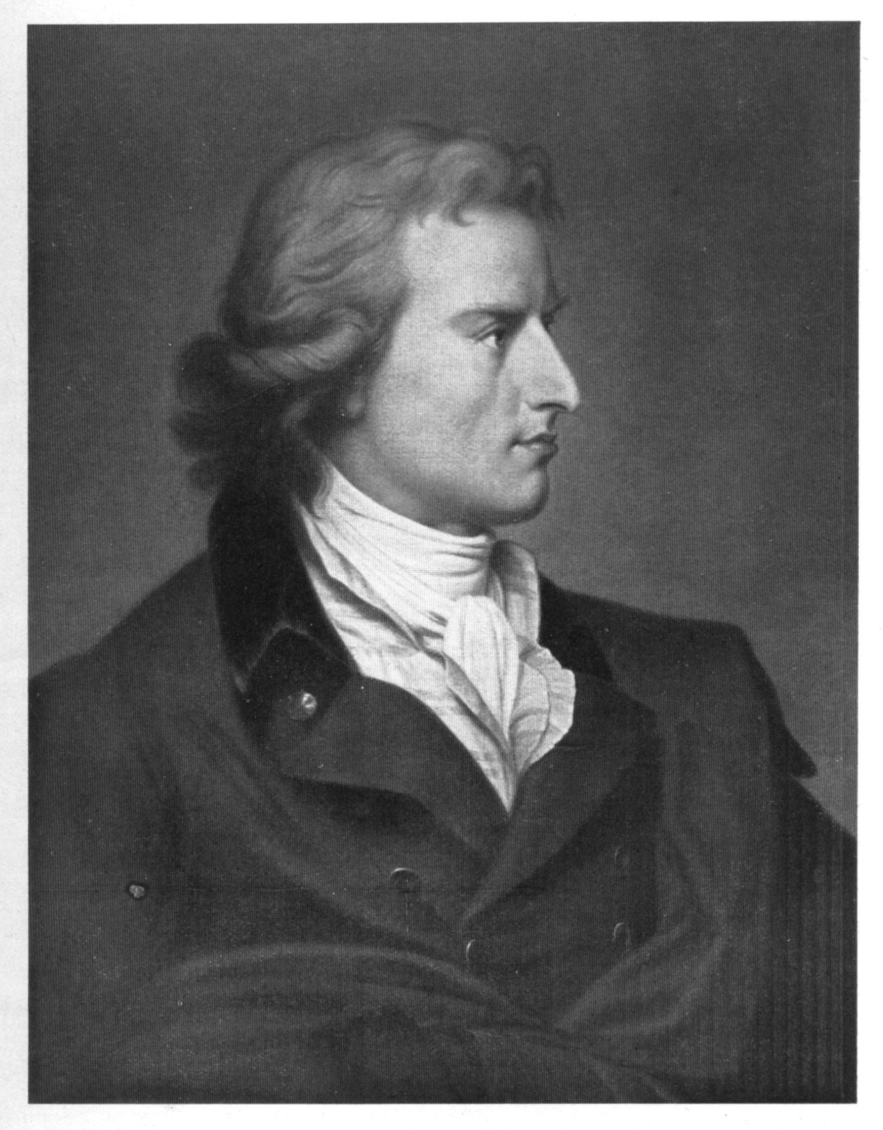
Eine Gefahr der Freiheitkämpfe.

Von Dr. Mathilde Ludendorff.

Unsere geschichtliche Erfahrung über das Schicksal der Freiheitkämpfe unseres Volkes zeigen uns, daß wieder und wieder Kämpfe mit hohen Idealen begonnen wurden und in der Vergangenheit, so z. B. im Jahre 1815 und 1848 in der Reaktion landeten. Schließlich war ja auch die Lutherreformation, verglichen mit den Freiheitkämpfen Huttens und den Bauernkriegen, ein „reaktionärer Sieg". Wenn wir solche Vorgänge betrachten, so schreiben wir sie nach unserer Kenntnis der Art der Wirksamkeit der überstaatlichen Mächte sehr mit Recht dem Umstande zu, daß diese sich der Volksbewegung rechtzeitig bemächtigten, frühzeitig in sie hineindrangen, um sie dann abzubiegen. Es wäre aber ein großer Fehler, wenn wir diese Gefahr für die einzige bei allen Freiheitkämpfen des Volkes hielten, wenn wir uns einbildeten, daß ein völkischer Freiheitkampf, der die überstaatlichen Mächte sieht und haßt, nicht in einer solchen Gefahr stünde. Es gibt da sehr ernste, viel tiefer liegende seelische Ursachen, die in außergewöhnlichen Zeiten eines Volkes ganz besonders drohen und die auch noch bestehen, wenn dereinst die überstaatlichen Mächte voll besiegt und ausgeschaltet sein werden. Sie zu betrachten, ist in unserer Zeit ganz besonders wichtig, den auch hier bedeutet Erkenntnis eine Minderung der Gefahren.

In meinem Werke „Des Menschen Seele" habe ich diese Seele als Wille und Bewußtsein betrachtet. Je tiefer wir in dieses Seelengebilde eindringen, umso klarer wird uns auch, daß die Menschen sich in ihrer Begabungrichtung stark unterscheiden, je nach dem Übergewicht, das die eigene Seele allem bewußten Erleben oder aber allen Willensäußerungen gibt. Ja, wir erkennen sogar, daß auch die Geschlechter sich hier unterschiedlich verhalten, daß das männliche Geschlecht stärker im Willen betont ist, stärker zur Tat drängt, das weibliche Geschlecht sich aber mehr dem bewußten Erleben hingibt als den Willensäußerungen. Dieser Geschlechtsunterschied ist natürlich ebensowenig ein summarischer wie alle übrigen seelischen Geschlechtsunterschiede, die ich in meinem Werke „Das Weib und seine Bestimmung" dargetan habe, sondern auch hier handelt es sich um ein Häufigersein der einen oder der anderen Eigenart. Ich führe dieses Beispiel nur deshalb an, um zu zeigen, daß ein solcher Unterschied das gegenseitige Verständnis und die gegenseitige Achtung erschwert. Der Mann unterschätzt nur zu leicht die Frau; die Frau aber auch manchmal den Mann um dieses Unterschiedes willen.

Doch ausgeprägter noch als diese Auswirkung ist Mißverstehen und gegenseitige Unterschätzung jener Menschengruppen, die für die Geschichtegestaltung begabt sind, weil das Hauptgewicht auf der Willensäußerung liegt und die, jener anderen, für das Kulturschaffen oder -verbreiten Begabten, bei denen das Hauptgewicht auf dem bewußten Erleben und Gestalten beruht. Ich habe in meinen Werken „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", eine



Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Ges., Berlin

Schiller

der Kulturschöpfer des Freiheitkampfes





Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Ges., Berlin

Schill

Der Held der Tat



Philosophie der Geschichte und „Das Gottlied der Völker", eine Philosophie der Kulturen, dieses unselige Mißverstehen und Unterschätzen der Geschichtegestalter gegenüber den Kulturgestaltern und umgekehrt angedeutet. Alle, die zum Kulturschaffen und zu seiner Verbreitung begabt sind, wissen, daß sie sich mit den erhabensten Gebieten für ihr ganzes Leben befassen. Das aber verführt sie gewöhnlich zu einer unseligen Überschätzung ihrer persönlichen, seelischen Beschaffenheit und Leistung und zu einer unseligen Verkennung jener weiten Gebiete der Kultur, die von den Geschichtegestaltern durch Wort und Tat befruchtet werden. Die „Tatmenschen", wie sie oft von den Kulturträgern genannt werden, die ihre Lebensleistung für die Volkserhaltung und Gotterhaltung im Volke hauptsächlich in Willensleistung erfüllen, werden wie eine Art Menschen zweiter Klasse angesehen. Damit hängt es zusammen, daß viele kulturschöpferische Menschen ihr eigenes Schaffen, ihre eigene Schaffenskraft durch eine ganz engherzige, gottferne Selbstsucht gefährden. Sie blicken herab auf die Willensmenschen, auf die Tatmenschen und holen sich aus dieser Geringschätzung das gute Gewissen, sich selbst von Taten für das Volk, die sie von ihrem Schaffen oder Kulturverbreiten abhalten könnten, freizusprechen. Mögen doch immer jene anderen, auf dem Gebiete der Kulturwerke „unfruchtbaren Geschöpfe" sich für des Volkes Dasein und Freiheit aufopfern und hierdurch unter anderem auch den erwählten Jüngern der Kunst und Forschung das ungestörte Schaffen ermöglichen! Denken sie nicht ganz so gottfern, so bleibt doch ein Schatten solcher Selbstüberschätzung leicht in ihnen haften. Die Machtgestaltung der Geschichte, die ja freilich, wie wir sahen, so viel Gottwidriges und Gottfernes zu verzeichnen hat, wird in ihrem, sie heiligenden Sinne verkannt und eine Unterschätzung heldischer Leistung wird beim Manne nur zu leicht zum Fliehen vor derselben, was sein Gegenstück beim Weibe in der Unterschätzung der Mutterschaft und dem Fliehen vor ihr findet. Durch solches Unterschätzen anderer, vom Kulturschöpfer und Übermittler innerlich weniger erstrebter Leistung wird es nun noch begreiflicher, daß die „Willensmenschen" oder „Tatmenschen" der Geschichte sich ihrerseits nun oft so sehr im Unterschätzen dieser „pflichtvergessenen", „weltfernen", „feigen" Träumer steigern. Das ist der Kultur schon gar manchmal im Laufe der Zeiten verhängnisvoll, jedenfalls aber sehr oft nur zu abträglich gewesen, denn die Willensmenschen haben oft Macht in Händen.

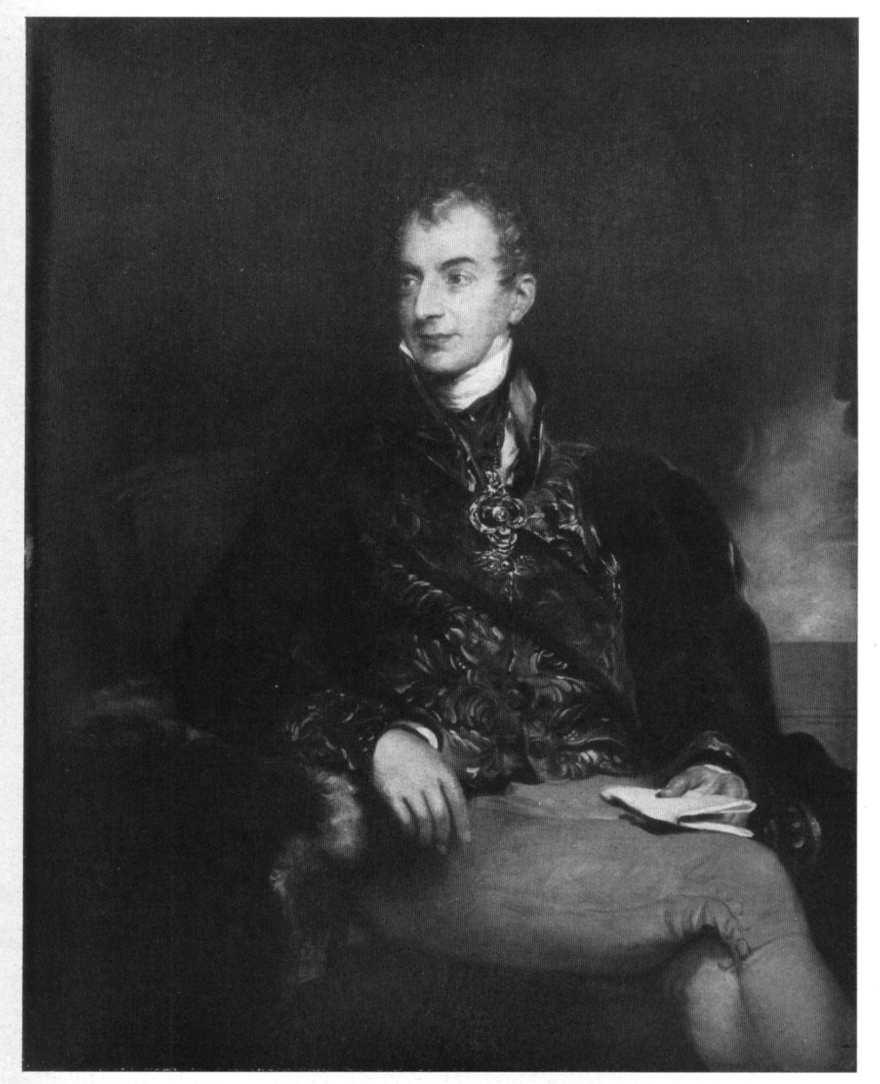
Welche Torheit ist diese gegenseitige Unterschätzung unersetzlicher Leistung für des Volkes Leben! Solange es freilich Kulturträger gibt, die über ihrer Leistung, die Pflichten an Sippe und Volk vernachlässigen, schöpft der Willens- oder Tatmensch der Geschichte aus jenen unwürdigen Trägern der Kultur die Berechtigung zu seiner Unterschätzung, die sich bis zur Verachtung steigern kann. Hierbei ist natürlich der Umstand verhängnisvoll, daß er sich von dem Erleben dieses, auf die Kulturleistung eingestellten Menschen nur selten und andeutungweise eine Vorstellung machen und auch gar nicht ermessen kann, was sie im Volke für alle Zukunft bewirken. Ist doch für ihn die Tat der oft allein beschrittene Weg der Erfüllung des göttlichen Verlan-

gens seiner Seele. Wie sollte er da jenen anderen gerecht werden, die im bewußten Erleben vor allem das Göttliche erfüllen? Ist nicht ihr weltabgewandtes Sinnen für ihn nur zu leicht müßige Träumerei, ihre Hingabe an das Erleben der Kulturgüter der „Faulheit“ wie ein Ei dem anderen ähnlich? Ist nicht ihre Zerstreutheit im Alltagsleben, ihre im besten Falle nur bis an das Unrecht der Unpünktlichkeit hart grenzendes Zeitvergessen eine Minderwertigkeit? Ist nicht die durch die Art ihres Schaffens und Erlebens fast gewollte Ungleichmäßigkeit des alltäglichen Lebens unverzeihliche Unordnung? Sind nicht diese Menschen, bestenfalls mit Ausnahme der Stunden ihrer Leistung, ein lästiger Ballast für ein Volk und müßte man sie nicht durch Schulung den Tatmenschen angleichen?

Ja, diese Geringschätzung, diese grundsätzliche Unterschätzung aller Kulturträger, der Schaffenden und der Verbreitenden, der Künstler und der Forscher, kann so unheimliche Grade erreichen, daß es unter den Tatmenschen zu einem Art Schimpfwort wird, wenn einer sich mit den Kulturgütern befaßt und ihnen höchste Bedeutung zumißt. Dann ist er ein „Pinsler“, wenn er unsterbliche Gemälde Geschlechtern der Zukunft schenkt, ein „Dichterling“, ein „Musikant“, ein „Intellektueller“, wenn er auf anderen Gebieten schafft, und ein „Bücherwurm, aber kein Kämpfer“, wenn er Kulturgüter aufnimmt.

Von unheilvollster Wirkung ist solche Unterschätzung; besonders aber in den Zeiten, in denen für des Volkes Rettung eine gegenseitige Hochschätzung und Wertung von Kulturträger und Geschichtegestalter notwendig ist. Die gegenseitige Unterschätzung steigert sich statt dessen und das gegenseitige Verkennen wird in Zeiten der großen seelischen Not des Volkes, in Zeiten der Freiheitkämpfe, in Zeiten der Umwertung aller seelischen Werte, zur großen Gefahr.

Es erklärt sich dies alles so einfach und ist doch von so erschütternd ernster Auswirkung. Bricht über ein Volk eine große seelische Not herein, so sind es die Kulturschöpfer unsterblicher Werke, die die Tatmenschen entflammen und ihnen die große Seelengefahr zeigen, wie dies z. B. einst ein Schiller, ein Kleist, ein Körner, ein Fichte taten. Hat der Tatmensch, der Geschichtegestalter, eine solche Gefahr erkannt, dann gibt es für ihn keine Rücksicht auf sich selbst, dann tritt er dafür ein mit seinem Leben und erreicht den Erfolg seiner Tat. Aber er hat da so sichtbarlich etwas erreicht, was scheinbar der Kulturschöpfer, der den kommenden Jahrhunderten die Richtung gibt, „nicht erreicht hat“, daß er nun sofort wieder in eine Unterschätzung der Kulturschöpfer und Kulturverbreiter gerät. Er ist in einer Mißachtung ihnen gegenüber befangen, er, der Kämpfer, der alles tat, daß den Feinden der Freiheit des Volkes niemals ein so günstiger Boden geboten ist um die Tatmenschen von den seelischen Einflüssen der Kulturschöpfer abzuhalten. Diese Gefahr in Zeiten der Freiheitkämpfe ist dann am größten, wenn die Geschichtegestalter den Seelengehalt der Werke der Kulturschöpfer brach liegen lassen, beiseite schieben, sie für unwichtige Gelehrsamkeit oder Zeitvertreib erachten, statt nun in seelischer Hochachtung von ihnen zu sagen:



Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Ges., Berlin

Metternich

der Reaktionär und Nutznießer des Freiheitkampfes

Jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir Raum schufen für das köstliche Kulturgut, das Jahrhunderte überdauert. Niemals seid Ihr so wichtig gewesen, ihr Kulturschöpfer, -Träger und -Verbreiter als in der Stunde, da unsere Tat den Untergang des Volkes wehrte.

Die überstaatlichen Mächte können immer nur Seelengesetze und Volksströmungen zu ihren Zwecken ausnutzen, und so sollten wir überall, wo sie uns in der Geschichte vergangener Jahrhunderte Zeiten der Hauptwirksamkeit dartun, den tieferen Ursachen nachgehen, denn diese Seelengesetze erkennen, heißt sie schon halb überwinden. In ruhigen Zeiten, da keine großen äußeren Gefahren dem Volke drohen, da tritt die Leistung des Tatmenschen nicht so sichtbarlich hervor. Infolgedessen steht er auch nicht so in Gefahr, sich den Kulturschöpfern und -Trägern und -Übermittlern so überlegen zu fühlen. Das sind die Zeiten, in denen die Kulturschöpfer andererseits in der Gefahr stehen, den Geschichtegestaltern nicht gerecht zu werden, das sind die Zeiten, in denen also auch der Wehrwille des Volkes abzuflauen droht. In solchen Zeiten setzen die überstaatlichen Mächte mit ihrem Pazifismus ein und suchen die Völker dadurch zu lähmen. In Zeiten der Freiheitkämpfe aber glauben sie mit anderer Unterwühlung arbeiten und die große Verachtung der Tatmenschen des Volkes von Kunst und Forschung steigern zu müssen. Möge unsere Jugend solcher Gefahr nicht erliegen!

Georg Sebastian Plinganser 1705/6.

Auszug aus der Stadtchronik der Stadt Pfarrkirchen.

Von Georg Schmidhuber.

Der Spanische Erbfolgekrieg hat mehr Blut gekostet, als allgemein bekannt. Unsere Gegend hat dieses Morden schon fast ganz vergessen. Die Habsburger und die Jesuiten haben damals die Bayern ganz erbärmlich „gezüchtigt“. Die Niedermetzelung der oberbayerischen Bauern bei Sendling zu Beginn der Weihenächte („Christnacht“) und die Vernichtung der niederbayerischen Bauern bei Aidenbach, wahrscheinlich am 7. 1. 1706, also gegen Ende der Weihenächte, war ein christlicher Triumph und eine Verhöhnung des Deutschtums, bzw. des Deutschen Wehrwillens im Bayerstamm, wie sie schlimmer nirgends vorgekommen.

Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die französisch-bayerische Armee, geführt von dem französischen Marschall Tallard und dem bayerischen Churfürsten Max Emanuel, am 13. August 1704 bei Höchstädt von der vereinigten kaiserlich-österreichischen und englischen Armee unter Prinz Eugen und dem englischen Herzog Marlborough, gänzlich geschlagen. Churfürst Max Emanuel konnte sich mit 10 000 Mann über den Rhein retten. Ganz Bayern

wurde vom Feinde besetzt und kam unter kaiserliche Administration. Leider stellten sich viele Beamte, insbesondere mancher Pfleger, so der Pfleger von Reichenberg, in den Dienst der kaiserlichen Sache.

Schwer war die Bedrückung der Bevölkerung. Die jungen Söhne wurden zwangsweise ausgehoben, mehrere Höfe mußten einen Kriegsmann stellen oder eine bestimmte Summe Geldes abliefern. Der Erfolg war dennoch gering. Es kamen verschärfte Befehle. „Die Beamten befolgten diese harten Befehle so streng und grausam, daß sie die jungen Burschen allenthalben aufsuchten, unangekleidet aus den Betten rissen und im strengsten Winter entblößt auf Wägen geschmiedet, nach Ungarn abführen ließen". Schließlich streiften kaiserliche Truppen im Lande herum und ließen die Wehrpflichtigen, so sie ihrer habhaft wurden, niederhauen. Der Jammer war groß. Die Bauern erhoben sich. Anfangs November 1705 zog der kaiserliche General de Wend mit ungefähr 1000 Mann heran. Die Bauern, fast ebenso stark, zogen Verstärkungen herbei und wollten den Markt Pfarrkirchen verteidigen. „An die Spitze der Bauern trat, anfänglich von den Bauern gezwungen", später aus innerer Freiwilligkeit „Georg Sebastian Plinganser, ein edler, feuriger, vaterlandsliebender Jüngling, der Sohn des Weingastgebers Johann Georg Plinganser in Pfarrkirchen. Plinganser war bereit, sein Leben für das Wohl des Vaterlandes zu opfern".

Sofort ordnete Plinganser den größtenteils unbewaffneten Bauernhaufen, gab ihm in Kriegsdiensten erfahrene Unterführer und brach unvermutet von Pfarrkirchen auf, da er seinen Heimatort nicht unnötig gefährden wollte, und lagerte noch in derselben Nacht am Inn. „Andern Tags ließ Plinganser den Markt Ortenburg besetzen und arbeitete an der Vereinigung mit der Bauernschaft, die sich im Rentamt Burghausen in Bewegung gesetzt hatte. Da nicht nur diese Vereinigung bald erfolgte, sondern auch die Landleute in Massen herbeiströmten, so konnte Plinganser, der die Bauernschaft bereits über den Inn geführt, seinen ehemaligen Kameraden, den Studenten Meindl, mit ungefähr 6000 Mann absondern, um die Festung Braunau zu belagern. Plinganser zog mit 5000 Mann über den Inn zurück und lagerte dem kaiserlichen General de Wend gegenüber, „der mit allen Mitteln und Listen versuchte, Braunau zu entsetzen, bzw. Plinganser auf seine, d. h. kaiserlich-österreichische Seite zu ziehen. Plinganser blieb der vaterländischen Sache treu". Durch ein Manifest forderte er alle bayerischen und in auswärtigen Diensten gestandene Offiziere und Gemeinen bei Konfiskation ihrer Habe und Güter auf, der Sache des Vaterlandes beizutreten. Von den umliegenden Kassenämtern verlangte er für die Verpflegung seiner Truppen zu sorgen, erhielt aber nur wenig Geld. Sein Heer war inzwischen auf 24 000 Mann angewachsen. In rascher Folge besetzte das Bauernheer Burghausen, Schärding, Vilshofen, Griesbach, Wasserburg usw. Kampfruf seiner Bauern war:

„Lieber bayerisch sterben als österreichisch verderben".

„Da die Regierung von Burghausen kaiserlich gesinnt und gegen Plinganser intrigierte, so nahm er sie für den Churfürsten und die Landesdefen-



Zeichnung von H. G. Strick

Plinganser führt die geordneten Haufen aus Pfarrkirchen

sionssache in Eid". Trotzdem machte die Regierung die Burghauser Bauern von Plinganser abspenstig und schickte Baron Prielmaier im Auftrag der Bauern und der Regierung ins kaiserliche Lager bei Anzing, welcher daselbst einen Waffenstillstand abschloß, der für alle Bauernscharen gelten sollte. Plinganser und die bei Braunau stehenden Bauern mißtrauen der Abmachung und der Regierung. Plinganser selbst eilte nach Burghausen, bezeichnete den „Anzinger-Traktat" als ein Mittel, den Kaiserlichen Zeit zu geben. Wie recht Plinganser hatte, beweist die Tatsache, daß die Kaiserlichen „von allen Seiten her Truppen bei Oetting zusammenzogen". Plinganser selbst wurde in Burghausen hingehalten. „Durch die drohende Gefahr klüger gemacht, zogen in stockfinsterer, stürmischer Nacht 5000 Mann der Burghausener Bauern Richtung Braunau" und vereinigten sich bei Marktl am Inn mit dem von Braunau anrückenden Bauernheer. Die Kaiserlichen wurden geschlagen und Oetting besetzt.

Die Regierung berief nun nach Braunau einen Kongreß. Plinganser wurde aufgefordert, sich dorthin zu begeben. Räte der Regierung, darunter Baron Prielmaier, nahmen daran teil, desgleichen eine hohe Zahl Adeliger,

von denen nur ein Teil „Patrioten" waren, d. h. auf Seiten des Churfürsten bzw. der Bauern standen.

Da durch den Beitritt des Adels und dessen Einfluß das Bauernheer auf 40 000 Mann angewachsen war, lag ein Grund mehr vor, Plinganser und seinen Kommandanten Hofmann von der Führung der Landesdefensionssache zu verdrängen und mit „angeseheneren" Männern zu besetzen. „Das Kommando wurde dem Baron Dockford unter dem Prädikat eines Landesdefensions-General übertragen".

Plinganser forderte vergebens, man sollte München besetzen, da dort wenig österreichische Truppen stünden. Die immer unter jesuitischem Einfluß stehenden Habsburger bzw. ihre kaiserliche Regierung und Abgesandten konnten auf dem Braunauer Kongreß „durch leeres Gerede die gute Sache, d. h. die Sache der Bauern und damit der Churfürsten hinhalten". Die Kaiserlichen gewannen dadurch Zeit und konnten sich verstärken. Vor Weihnachten wurde der Kongreß vertagt. Das Bauernheer wurde nun in Bewegung gesetzt, um München zu nehmen". Die oberbayerische Station der Landesdefension brach aber einen Tag früher auf, um die Ehre zu haben, als erste in München zu sein". Sie mußte ihren Ehrgeiz teuer büßen. Bei Sendling starben die heimatlichen Bauern des Oberlandes, zwischen dem Feuer bereitgestellter österreichischer Truppen. Es war blutiges Weihnachten.

Inzwischen standen sich die niederbayerischen Bauern und Kaiserlichen zwischen Vilshofen und Aidenbach gegenüber. Der Landesdefensions-General Baron Dockford, sowie die Regimentskommandeure Baron Prielmaier und Oberst Zele wurden aufgefordert, dem bedrohten Korps bei Vilshofen-Aidenbach zu Hilfe zu kommen. Die Barone weigerten sich, „versicherten sich ihrer Chargen", ja Baron Dockford erklärte: „Er habe wohl Soldaten, aber nicht Bauern kommandieren gelernt". So mußte sich gegen Ende der „Heiligen Nächte" das Schicksal der treuen, tapferen Niederbayern vollziehen. 4000 Mann waren erschlagen. „Oberst Zele und Schützenoberst Meindl kamen gerade noch recht bei Griesbach (Rottal), die Trümmer des bei Aidenbach geschlagenen Korps aufzunehmen".

Nun ging alles rückwärts. Eine Stadt nach der anderen ging rasch verloren. Braunau, in das sich der Rest des Bauernheeres zurückzog, wurde auf erbärmliche Weise von Baron Dockford an die Österreicher ausgeliefert. Ja, dieser ehemalige Landesdefensionsgeneral warf hier die Maske vollends ab und ließ die Geschütze der Festung auf die Bauern richten, die er vorher noch aus der Stadt gelockt hatte. Verrat und Listkampf auf der ganzen Linie! „Die Häupter des Aufstandes wurden auf ganz gräßliche Weise hingerichtet. Plinganser floh. Nach der Rückkehr des Churfürsten war Plinganser „churfürstlicher Sekretär und Hofgerichtsadvokat in München, 1723 beim Reichsstift in Augsburg erster Rath und Kanzler, in welcher Eigenschaft er auch dort am 7. Mai 1738 starb".

Ehre seinem Andenken!

Sein Elternhaus und das Rathaus schmücken einfache Erinnerungtafeln.



Wackersberger Bauer

Rußbild von Viktor Rauwolf, München

Die Darstellung ist auf einem Porzellanteller wiedergegeben der als Zierstück in Dielen oder ländlichen Bauernstuben Aufstellung findet. Nur eine sichere Hand und künstlerisches Empfinden, bringt bei diesem mühevollen Schaffen einen befriedigenden Erfolg. Durch Anrußen mit der Zündholzflamme wird zuerst ein dunkler Grund bereitet und aus diesem das Bild frei herausgewischt. Nach Fertigstellung wird das Ganze mit Porzellanlack überzogen und auf diese Weise haltbar gemacht.



Kameraden.

Von Ernst Ruhfus.

Aus grauer Vorzeit
Rauscht ein Lied empor zu unseren Tagen,
Wie keines noch gewalt'ger deutsche Seelen packte,
Ein Singen, Jauchzen, Sprüh'n und Klagen.

Der Ahnen Sang,
Von deren Blut auch unsre Adern beben,
Und deren Seelen unter fremdem Schutte
Auch in uns Abgesprengten auf zur Gottheit streben.

Vom Gotterleben
Stolzer Nordlandsmenschen kündet das hehre Lied,
Von Heldentum und treuer Minne,
Wo Mann und Weib noch nicht der Juden Sitte schied.

Der Norden Art
Sah Mann und Weib in Lust und Leide,
In Kampf und Freuden Seit' an Seite schreiten.
In tiefer Gottschau ehrten sie sich beide.

Der Fremden Sitte
Die der Frau die Menschenwürde nahm und frech bekannte:
„Er soll dein Herr und dein Gebieter sein“
Gedeihe nie und nimmer mehr im deutschen Lande.

Des Blutes Quelle,
Neu entdeckt — strömt unablässig seine heil'ge Bahn.
Nicht Herr noch Knecht, wie es die Fremden lehren,
Nein — Kameraden — Hand in Hand — sind Weib und Mann.

Die Frau im Beruf, ihre Betätigung im Staate.

Von Friedel Lohmar.

Dank einer gründlichen Forschung und einer verantwortungbewußten Wissenschaft können wir uns heute ein klares Bild machen über Leben und Sitten unserer Ahnen sowie über ihre hohe Kultur. Die Funde aus den 7000 Jahre alten Gräbern, das noch vorhandene nordische Schrifttum, sowie die Zeugnisse griechischer und römischer Schriftsteller belehren uns darüber, daß bei unsern germanischen Vorfahren Mann und Frau in Lebens- und Schicksalsgemeinschaft gleichberechtigt neben einander standen, daß die Einehe eine Selbstverständlichkeit war, daß Mann und Frau das wirtschaftliche sowie das „öffentliche" Leben gemeinsam gestalteten, d. h. die Frau hatte geistigen Einfluß auf die Führung innerhalb der Dorfgemeinde bzw. des Stammes. Ferner erfahren wir, daß kluge und weitschauende Frauen in den Entscheidungen über Krieg und Frieden befragt wurden, als Ärztinnen und Richterinnen sich betätigen konnten und selbstverständlich auch in wirtschaftlicher Unabhängigkeit lebten. Um hierüber nur eins von vielen Urteilen zu nennen; der dänische Forscher W. Grönbech schreibt: „das gesamte altnordische Schrifttum ist ein einziger Beweis für die freie und einflußreiche Stellung der Frau".

„Die an Wuchs und Körperkraft den Männern gleichen Frauen" (Tacitus) waren im Waffenhandwerk geübt und bereit, jederzeit selbst für ihre Ehre sowie für die Verteidigung des Landes einzutreten. Trotz dieser Vielseitigkeit waren aber die damaligen Frauen auch ausgezeichnete Mütter, denn die Ehen waren kinderreich, und über die Erziehung des erbgesunden, hochwertigen Nachwuchses hören wir nur Gutes.

So lebten unsere Ahnen also in einer freien Ebenbürtigkeit der Geschlechter und in einer stetigen beiderseitig sinnvollen Ergänzung. Was ist aus dieser Harmonie geworden?

Als unsere Ahnen dem Fremdglauben unterlagen und unter dem Druck der Kirchengesetze allmählich die bis dahin gelebte Einheit von Blut, Glaube, Recht, Kultur und Wirtschaft verloren, änderte sich auch die Stellung der Geschlechter zu einander vollkommen. Wo bisher kraftvolles Sichentfalten von Weib und Mann im Miteinander herrschte, wurde die Frau langsam von ihrer hohen Stellung herabgedrückt und ihrer Persönlichkeit beraubt. Das wurde der Weg, der im Laufe der Jahrhunderte von der stolzen, selbstbewußten Gudrun zum weichen hingebenden Gretchen führte, der es zustande brachte, die nordische Frau durch artfremde Religion und artfremdes Recht zu demütigen und zu entgeistigen. Es liegt auf der Hand, daß dieser Weg schwere seelische und körperliche Schädigungen für die Frau mit sich bringen mußte. Während auf der einen Seite die christlichen Thesen: „das Weib

schweige in der Gemeinde“ und „das Weib sei untertan dem Manne, der Gewalt über es hat“, allmählich zu starken Minderwertigkeitkomplexen führen mußten, wurden auf der anderen Seite die ursprüngliche, körperliche Widerstandsfähigkeit der weiblichen Natur durch Vernachlässigung der nötigen Ertüchtigung, durch ungesunde Lebensweise und unzweckmäßige Kleidung herabgemindert und führten langsam zur Entartung. Hatte sich in vorchristlicher Zeit der nordische Mensch als heldische, schöpferische, freiheitliebende Natur in der Geschichte behauptet, Mann und Frau eine Einheit ausmachend, so wurden jetzt aus den zwei wertgleichen Hälften zwei, mehr und mehr ungleiche Geschlechter, deren eine männliche Hälfte für sich allein den Anspruch erhob, frei, selbständig und selbstverantwortlich zu sein, während die weibliche Hälfte dazu herabgedrückt wurde, unselbständig, unfrei und gehorsam zu leben. Damit war die Kraft des halben Volkes gebrochen. Nun konnten die Männer die orientalische Auffassung einer doppelten Geschlechtsmoral, die so unendlich viel Unheil über unser Volk gebracht hat, annehmen und leben. Da sich aber auf die Dauer das Gottgewollte der Natur nicht spotten läßt, setzte auch eines Tages bei der vergewaltigten Hälfte, der Frau, langsam der Gegendruck ein, und der völkische Kampf begann um Wiedergewinnung ihrer Selbstbestimmung und ihrer Freiheit! Die Deutsche Frau steht heute inmitten dieses Kampfes um ihre Ebenbürtigkeit als Staatsbürger, um ihren Anteil an der Gestaltung des Staates auf völkischer Grundlage. Zwar wäre es schon ein Widerspruch in sich, einen völkischen Staat schaffen zu wollen, ohne beide Volkshälften zur Mitarbeit heranzuziehen. Es ginge nicht an, daß in einem Volke nordischer Herkunft Frauen um ihre natürlichen, selbstverständlichen Lebensrechte erst kämpfen müssen und hierin nicht einmal verstanden werden. Es darf allerdings nicht übersehen werden, daß bei diesem Kampf bestimmte Seelengesetze von ausschlaggebender Bedeutung sind, und ich verweise im weiteren auf das Buch von Frau Dr. M. Ludendorff: „Das Weib und seine Bestimmung“.

Wir müssen zunächst eine ursprüngliche seelische Verschiedenheit der Geschlechter als wissenschaftliche Tatsache voraussetzen. Beim Manne steht dem ausgesprochenen stolzen Willen zur Freiheit eine starke Abhängigkeit von der Frau gegenüber und zwar in sexueller Beziehung. Je stärker die Hörigkeit des Mannes ist, umso größer das Bestreben, diese Tatsache möglichst zu verbergen, was am ehesten dadurch zu erreichen ist, wenn der Mann eine möglichst starke Vormachtstellung der Frau gegenüber besitzt. Deshalb war auch der nordische Mann den Kirchengesetzen geneigt, die ihm die stolzen Frauen seiner Rasse untertan und gefügig machten. Es liegt auf der Hand, daß ein Volk zu Grunde gehen muß, wenn es die Entfaltungmöglichkeiten der einen Volkshälfte ungesund übersteigert und die der anderen herabdrückt und verkümmern läßt. Die Ergebnisse einer solchen zivilisatorischen Entwickelung mit seinen mancherlei grotesken Auswüchsen sehen wir heute vor uns. Und welche hohe Kulturforderung steht dem gegenüber?

Frau Dr. Ludendorff sagt in „Das Weib und seine Bestimmung“: „Kultur

ist die bewußte Pflege und Erfüllung der göttlichen Wünsche in unserer Seele und ihre Gestaltung in Wort, Werk und Tat. Sie bestand in sehr hohem Grade bei unsern Ahnen Jahrtausende vor der Bekehrung zum Christentum. Sie ist Ausfluß der seelischen Eigenart einer Rasse und als solche unfähig, seelische Unterschiede zu verwischen."

Wo liegen nun die Aufgaben der Frau im Staate? Zunächst in der richtigen seelischen Einstellung der Frau dem Mutterberufe gegenüber. Die Frau muß sich klar darüber sein, daß sie ihrer Rasse und ihrem Volke verpflichtet ist. Sie muß ihrem Volke ausreichenden gesunden Nachwuchs schenken und dadurch einen Aufstieg überhaupt erst gewährleisten. Das wird freilich erst dann möglich sein, wenn der Staat seinerseits die Frau vor den schädigenden Einflüssen der Geschlechtskrankheiten und des Alkohols schützt.

Betrachten wir nun das weite Betätigungfeld, das der Frau unmittelbar im Staatsleben offen stehen sollte, so zeigt sich zunächst, daß der Staatsbau gerade da Lücken zeigt, wo dem Manne bestimmte seelische Begabungen fehlen, die dagegen der Frau eigentümlich sind. Hier sei zunächst an das Gebiet der Pädagogik gedacht, auf welchem die Frau vor dem Manne zweifellos eine Mehrbegabung aufzuweisen hat. Wenn nun die Frau in ihrer Betätigung auf diesem Gebiete, das wohl der älteste geistige Beruf war, der ihr offen stand, bisher im wesentlichen nur „stille Erfolge" erzielte, ohne umwälzende Arbeit in der pädagogischen Wissenschaft zu leisten, so liegt das lediglich daran, daß man die Frau grundsätzlich von leitenden Stellen, in denen sie Einfluß auf Abänderung des Lehrplanes oder des Lehrstoffes hätte haben können, ausschloß. Ebenso hat man sie bisher leider auch von der Erziehung der Knaben in den höheren Lehrklassen ferngehalten, was umso mehr zu bedauern ist, als gerade in den Entwicklungjahren die Erziehung einer reifen, erfahrenen Frau auf den Knaben einen besonders günstigen Einfluß haben müßte.

„Wir stellen also an den Staat die Forderung, der Frau an leitender Stelle Einfluß zu gewähren auf die Bestimmung der Lehrpläne, Auswahl des Lehrstoffes und Ausbildung der Lehrkräfte. Ferner ihr die geeignete Ausbildung zu geben, um im praktischen Beruf die Leitung des Mädchenunterrichtes zu übernehmen und, ebenso wie der Mann in den Mädchenschulen, an den Knabenschulen in ergänzender Tätigkeit zu wirken." (Das Weib und seine Bestimmung, S. 169.)

Eine Betätigung in sozialen Aufgaben des Staates ist der Frau in den letzten Jahrzehnten schon eingeräumt worden, aber auch hier ist erst halbe Arbeit getan. Will man die abstrakte Denkweise des Mannes durch eine altruistische Willensrichtung ergänzen, wie soziale Probleme es doch zweifellos erfordern, so muß man gerade hier der Frau mit ihrer psychologischen Begabung und ihren weit mehr auf das Persönliche und Individuelle gerichteten Interessen keinen untergeordneten, sondern leitenden Einfluß geben.

„Wir erachten es also für nötig, die Frau an leitender Stelle an der sozialwissenschaftlichen Erneuerung mitarbeiten zu lassen, sie weitgehend auf dem



Mann und Frau der älteren Bronzezeit
um 1500 vor unserer Zeitrechnung



praktischen Gebiet sozialer Arbeit zu verwerten, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, jede Frau von vornherein für diese Arbeit geeignet zu nennen." (Das Weib und seine Bestimmung).

Ein weiteres Arbeitgebiet erschließt sich in der Rechtswissenschaft und in der Rechtspflege. Wenn dem weiblichen Verstande heute viele Rechtsentscheidungen ungerecht erscheinen, so liegt das nicht daran, daß die Frau etwa nur gefühlsmäßig urteilt, sondern daß das „römische Recht" die psychologischen Ursachen derart vernachlässigt, daß die Frau hierin ein Unrecht erblicken muß. Darum muß der weibliche Einfluß auf die theoretische Gestaltung des Rechtes von psychologischen Gesichtspunkten aus eine der wichtigsten Kulturarbeiten der Zukunft sein. Über die Eignung der Frau zum Richterberuf kann man geteilter Meinung sein, da ihre größere Emotionalität sie Gefühlsschwankungen unterwerfen, und das kühle, sachliche Urteil eines Richters erschweren läßt. Günstiger wird sich daher für die Frau die Tätigkeit eines Rechtsanwaltberufes gestalten, der ihren natürlichen Begabungen einen breiten Raum läßt. So z. B. bei der Heranziehung zu Sachverständigen-Gutachten, bei denen es sich darum handelt, einen Rechtsfall in seinen psychologischen Beweggründen zu erkennen oder über die Charaktere von Angeklagten und Klägern ein Urteil zu gewinnen. Unbedingt erforderlich wird auch die Mitarbeit der Frau sein bei der Schaffung eines neuen Familienrechtes, in Vormundschaftssachen, sowie bei der Beurteilung und Aufklärung jugendlicher Vergehen.

Die Zukunft wird es unter Beweis zu stellen haben, daß die Gebiete der Kunstgeschichte und der Literatur durch wirkliche weibliche Begabungen ergänzt und zum Teil neu gestaltet werden können. Jedenfalls liegt hier ein ganz besonders schönes und reiches Arbeitfeld, das vielen Frauen reizvoll erscheinen wird.

Ein ebenfalls für die begabte Frau besonders geeignetes Arbeitfeld ist das der Medizin, und die unbestreitbaren Erfolge beweisen, daß die Frau hier schon in vielseitiger Tätigkeit segensreiche Arbeit hat leisten können. Gerade weil nicht alle Zweige dieser Wissenschaft der Begabung und Neigung der Frau liegen, z. B. die Chirurgie, wird sie hier eine besonders glückliche Ergänzung zu männlichem Schaffen sein. Frau Dr. Ludendorff, selbst Psychiaterin, erkennt sehr richtig, daß die Nervenheilkunde der wichtigen Mitarbeit der psychologisch begabten Frau bedarf. Ist es nicht auch natürlich und menschlich verständlich, daß Frauen ganz besonders gern die Ärztin aufsuchen? Hier verbindet sich eben das Gemeinschaftgefühl mit der Frau, man glaubt sich besser und leichter aussprechen zu können, man faßt rascher Vertrauen. Es liegt ja auch nahe, daß die Ärztin die praktische Lebenslage der Frau am besten beurteilen kann und dadurch nicht nur die Krankheit, sondern den ganzen Menschen erfaßt. Ärzteehepaare sind heute keine seltene Erscheinung mehr; welch ideale Möglichkeiten gemeinsamen ergänzenden Schaffens sind dadurch Mann und Frau gegeben, die zur eigenen ideellen Bereicherung und zur Bereicherung für das Volksganze führen müssen!

Es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, daß jedes schulentlassene deutsche Mädchen nach Neigung und Begabung einen Beruf ergreift. Jede ernsthafte und geregelte Arbeit, die zwangsläufig zu richtiger Zeiteinteilung erzieht, wird wertvoll für eine spätere Ehe werden. Daß eine besondere und gründliche Vorbereitung zu einer späteren Hausfrauentätigkeit und Mutteraufgabe eine wichtige Notwendigkeit ist, soll noch besonders betont werden. Man weiß, daß in diesem Punkte im vergangenen Jahrhundert viel versäumt worden ist, so daß ein bekannter Arzt sagen konnte: „Die meisten Kinder sterben an der Unwissenheit ihrer Mütter." Das ist eine schwere Anklage für vergangene Erziehungfehler! Dem gegenüber hat sich in den letzten Jahrzehnten aber doch schon vieles gebessert. (Wir verweisen auf das sogen. Frauendienstjahr.)

Wie steht es nun mit dem doppelten Beruf der verheirateten Frau? Eine heute, ach so heiß umstrittene Frage! War der doppelte Beruf der verheirateten Frau vor dem Weltkriege zweifellos eine Einzelerscheinung, so griff er während des Krieges mehr und mehr um sich und ist dann auch keine Seltenheit geblieben. Leider war eine der meisten Ursachen für den doppelten Beruf wirtschaftliche Not, durch den Krieg geboren und im wirtschaftlichen Niedergang der Nachkriegszeit nicht beseitigt. Es wurde damals viel von einer „lästigen Konkurrenz" des Mannes gesprochen. Kann die Frau überhaupt eine berufliche „Konkurrenz" für den Mann sein? Bei sinnvoller Ergänzung der beiderseitigen Arbeitgebiete wohl kaum. Die ersten Kinderkrankheiten der berufstätigen Frauen, dasselbe leisten zu wollen wie der Mann, es dem Manne gleichtun zu wollen, sind ja längst überwunden. Die Frau weiß heute, daß ihre Aufgabe nie und nimmer darin liegt, mit dem Manne im Können zu wetteifern, daß sie vielmehr *ihren* göttlichen Seelengesetzen folgen muß, will sie etwas ihrer Art gemäßes schaffen und leisten. Geht man von dieser wichtigen Voraussetzung aus, dann kann die Frau ja gar nicht zur Konkurrenz des Mannes werden, dann kann sie nur seine, sich gleichfalls nach seelischen Gesetzen ergebende Wesensart, seine Fähigkeiten und Begabungen ergänzen und unterstützen. Von ausschlaggebender Bedeutung bei dem, oft so häßlich in Erscheinung tretenden Kampfe um den Beruf der Frau sind eben nicht wirtschaftliche Fragen, sondern Zusammenhänge der Seele und Rasse. Diese wichtigen Zusammenhänge müssen aber, will man zur Erkenntnis und zum Aufbau kommen, sowohl der Frau als auch dem Manne bekannt und bewußt sein. Dann wäre es wohl manchmal richtiger, nicht vom Beruf, sondern von der Berufung der Frau zu sprechen.

Betrachten wir weiter, warum die verheirateten Frauen, die nicht aus wirtschaftlicher Not dazu gezwungen sind, sich nach einem Berufe sehnen. Zum Teil wird es geschehen aus dem starken Bedürfnis nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit, zum Teil aus dem Bedürfnis, vorhandenen Neigungen und Begabungen eine Betätigung zu geben. Man wird es einer Frau, die vielleicht schon vor der Ehe durch einen Beruf wirtschaftlich ganz unabhängig war, nicht verargen können, wenn sie den Wunsch nach wirtschaftlicher Unabhän-

gigkeit auch in der Ehe hat! Frau Dr. Ludendorff sagt sehr richtig: „Eine der wichtigsten Forderungen der Frauenbewegung muß es sein, diese wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau auch bei Ausübung ihres wichtigsten Berufes, ihres Mutterberufes, zu gewähren."

Mit großem Ernst muß die Frage geprüft werden, ob der Wunsch der geistig hochstehenden Frau nach beruflicher Betätigung in der Ehe Berechtigung hat. Es sei auch hier vorausgesetzt, daß die wesentlichste und eigentlichste Betätigung der Frau die Mutterschaft ist. Es gibt nun aber viele Frauen mit starken geistigen Interessen, die zur Ehe gelangen. Sollen sie nun ihr Schaffen, ihre Interessen, die ihnen bisher am Herzen lagen, endgültig aufgeben? Das braucht keineswegs nötig zu sein, denn bei einigermaßen günstigen Voraussetzungen werden sich die verschiedenen Pflichtenkreise, nämlich der einer Mutter und der einer geistig oder künstlerisch Schaffenden vereinigen lassen. Wenn der Gatte die geistige Arbeit seiner Frau wünscht und schätzt, ist schon eine sehr wichtige Bedingung geschaffen. Tätigkeiten, die die Frau nicht viel von Hause fern halten — Schriftstellerei, Malerei, Musik — werden gewiß mit zeitweisen Unterbrechungen auch in den ersten Jahren der Mutterschaft beibehalten werden können; gesunde Nerven, gute Zeiteinteilung, richtige Einteilungen für den Haushalt, auch eine geeignete Hilfe sind dabei erwünschte Voraussetzungen. Sind diese gegeben, so wird die Mutterschaft für die geistige Arbeiterin niemals ein Hindernis sein — das würde ja auch allem Sinn gänzlich widersprechen! Nein, dadurch, daß die Mutterschaft jeder wahren Frau zur Quelle reinsten Glückes und letzter Vertiefung wird, wird sie ihr Wesen und ihr Werk wachsen und reifen lassen.

Frau Dr. Ludendorff macht zu dem Thema „der doppelte Beruf" sehr wichtige Ausführungen, und legt u. a. dar, daß der Mutterberuf kaum zwei Jahrzehnte der Frau voll für sich beansprucht. Nach diesen zwei Jahrzehnten wird also die Frau spätestens imstande sein auch einen Teil des Tages sich außerhalb der Familie zu betätigen. Jede pflichtbewußte Frau und Mutter wird das Problem des doppelten Berufes sehr ernst bei den für sie gegebenen Verhältnissen prüfen, und über allen eignen Wünschen wird ihr die selbstverständliche Forderung stehen, die sie mit der Ehe auf sich genommen hat, zuerst stets für die Familie da zu sein.

Niemals wird sich für das Problem des doppelten Berufes eine Norm aufstellen lassen; stets wird von Fall zu Fall entschieden werden müssen, was dem Ganzen zur Bereicherung dienen kann. Eins aber darf gefordert werden: am freien Spiel der Kräfte, also an einer unbehinderten Entfaltung ihrer Persönlichkeit, soll und muß die Frau, die verheiratete wie die unverheiratete, ebenso teilhaben können wie der Mann, wenn wahrhaft völkischer Wiederaufstieg unserm Volke beschieden sein soll. Wenn Männer, entgegen dem Geist ihrer Rasse — charakterlich und geistig hochstehende Frauen neben sich nicht mehr ertragen können, wenn Frauen das eigene Geschlecht schmähen und rassisch so entartet sind, daß sie den Freiheitkampf

der deutschen Frau, ihre völkische Selbstbesinnung als „unweiblich“ empfinden, so kann nur zu ernster Beschäftigung mit den Fragen nach unserer Seelen Ursprung und Wesen gemahnt werden. Es wird so viel um Geschlechter- und Berufsfragen gestritten, die bei unseren heidnischen Ahnen wohl nur ein Lächeln ausgelöst hätten. Ihr Idealbild war die heldische Frau, die Persönlichkeit! Dazu gehören aber auch geistige Gaben und ihre Verwertung. So entwickelten sich jene Frauen kraft ihrer Gaben und Naturanlagen frei und unbehindert zum Wohle des ganzen Staates.

Laßt uns, deutsche Männer und Frauen, mit unverminderter Kraft täglich aufs neue eintreten für das Ziel, das der Feldherr Ludendorff uns gab: ein Volk zu werden, das eins ist in Blut, Glauben, Recht, Kultur und Wirtschaft! Dann wird sich auch die andere Forderung des Feldherrn verwirklichen: „die Frau soll die hohe Stellung im Volk und in der Familie zurückerhalten, die sie einst bei unsern Ahnen vor Eindringen fremder Weltanschauung und Sitte hatte.“

Die Götterprobe.

Von Erich Weferling.

„Daß euer Glaube nur ein Trug,
Ich will es euch beweisen“,
So sprach der Christ zum Sachsenvolk,
„Gebt mir die Axt von Eisen!“
Und Hieb auf Hieb den Stamm zerspellt;
Die Wodans-Eiche ächzt und fällt.

Da brandet Unmut durch die Reih'n,
Und finstre Blicke fragen:
Fährt nicht ein Blitz vom Himmel drein,
Den Frevler zu erschlagen? —
Die Menge wähnt die Rache nah,
Doch keine Wundertat geschah.

„Seht, euer Gott ist ohne Macht,
Und falsch sind eure Lehren.
O lasset euch zum wahren Gott,
Der mich gesandt, bekehren,
Und hört die Botschaft von dem Heil,
Das euch in Jesu wird zuteil.“

Von Sünd' und Gnade spricht er noch,
Daß Gott die Heiden rette,
Und setzt' ein hohes Kruzifix
Von Holz an jene Stätte.
„Nun stellt euch morgen wieder ein;
Dann soll allhier die Taufe sein!"

Die Sonne sinkt und färbt sich rot,
Im Wald beginnt's zu dunkeln.
Der Mond streut Silber übers Land,
Und tausend Sterne funkeln;
Doch einer keine Ruhe find't:
Der alte Henning wacht und sinnt.

Er sinnt wohl tief bis in die Nacht,
Dann tritt er aus der Halle,
Weckt seine Sippe aus dem Schlaf,
Weckt auch die Nachbarn alle
Und führt sie in den heil'gen Hain. —
Schwarz ragt das Kreuz im Dämmerschein.

„Wie jener Sendling hat versucht
Allvater Wodan droben,
So will ich nun den Christengott
Und seine Macht erproben."
Hell blinkt ein Beil im Vollmondlicht.
Das Kruzifix zusammenbricht.

Der es gewagt, steht hochgemut,
Die andern harr'n und lauschen.
Doch es bleibt still; sie hören nur
Den Nachtwind leise rauschen. — — —
Zur Taufe kam der Christ allein.
Kein Sachse fand sich dazu ein.

Verschüttete und unverschüttete Volksseelen.

Von Günther Weidauer.

Die christliche Presse fühlt sich gemüßigt, in letzter Zeit wieder in verstärktem Maße Frau Dr. M. Ludendorff anzugreifen. Im Mittelpunkt dieser Hetze stehen gegenwärtig die Versuche, Frau Dr. Mathilde Ludendorffs kleines Werk „Verschüttete Volksseele" zu entkräften. Die Herren Missionare und ihre Amtsbrüder übersehen dabei vollkommen, daß die „Erfolge" ihrer Tätigkeit nur zu gut bekannt sind, um noch die Möglichkeit offen zu lassen, die verderblichen Folgen ihres Wirkens zu verschleiern. Die Herren Missionare scheinen bei ihrem Wollen, alle Nichtjuden der Völker der Erde gemäß der Bibel zu künstlichen Juden zu machen, recht seltsame Wege gehen zu müssen, wie der anerkannte christliche Fachmann Dr. S. Knak in seinem Bericht mit der Überschrift „Ostafrika" in Folge 40 vom 29. 9. 1935 der christlichen Zeitschrift „Evangelisches Gemeindeblatt für den Kirchenkreis Glogau" u. a. feststellt. Dr. S. Knak schreibt dort:

„Besonders gefährlich ist heute der Einbruch der katholischen Mission in unsere schönen hoffnungsvollen Arbeitsfelder. Es ist ja wohl bekannt, daß die katholischen Missionare mit sehr unschönen Mitteln die Eingeborenen und die Häuptlinge zu der Bitte um eine katholische Schule zu verführen versuchen, um dafür dann die Erlaubnis des Distriktsbeamten zu erhalten. In der letzten Zeit verlegen sie sich besonders darauf, bei den Eingeborenen Fingerabdrücke zu sammeln, die an Stelle von Unterschriften gelten. Leider scheuen sie dabei nicht den Betrug. Miss. Neuberg hat damit besonders in der Ulangaebene schlimme Erfahrungen gemacht. So erschien ein katholischer Pater in Mukololo beim Unterhäuptling Mutalimbo und zeigte ihm ein Schriftstück, daß mit dem Fingerabdruck des Oberhäuptlings Mudapa unterzeichnet war. Danach hatte Mudapa der katholischen Mission erlaubt, dort eine Schule zu bauen, und der Unterhäuptling Mutalimbo sollte nun auf ein unbeschriebenes Blatt Papier seinen Fingerabdruck setzen, um sein Einverständnis dazu zu bekunden. Der weigerte sich aber und setzte Neuberg in Kenntnis, der nun seinerseits seinen guten Freund, den Oberhäuptling Mudapa fragte, ob er wirklich die Erlaubnis für die katholische Mission gegeben habe. Er verneinte es mit großer Entrüstung und begleitete Neuberg zur Station des katholischen Paters, um diesen zur Rede zu stellen. Da ergab es sich, daß Mudapa seinen Fingerabdruck auf ein ganz anderes Blatt Papier gesetzt hatte, weil der katholische Pater versprach, darüber die Erklärung zu setzen, daß er auf seiner bisherigen Station schon länger im Lande sei, was natürlich Mudapa gar nicht leugnen konnte. Nachher hatte er aber statt dessen die Erlaubnis zur Anlegung einer neuen Station darüber gesetzt. Es gab einen sehr heftigen Zank zwischen dem katholischen Missionar und dem Oberhäuptling, bei dem der

Katholik sich zum Schwur hinreißen ließ und auch seine Christen zum Schwur zwingen wollte, indem er ihnen mit Gewalt die Hände hochriß. Die aber weigerten sich und ließen ihre hochgerissenen Hände wieder herunterfallen. Diese Szene allein zeigt ja, wie verhängnisvoll dieses Vorgehen der Katholiken die Missionsarbeit an den Heiden schädigen muß. Die Heiden hatten hier das Gefühl, daß sie es mit dem Schwören ernster nehmen als die Christen."

Wie mögen der Häuptling und die Leute seines Stammes auf diese angeblichen „Heilsbringer" und deren Moral herabgeblickt haben? Gewiß, der katholische Pater handelte gemäß der Anschauung der Bibel in 2. Römer, 3. Kapitel, Vers 7: „Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollt ich dann noch als ein Sünder gerichtet werden?" Gewiß, der katholische Pater findet sein Vorbild in allen denen, die immer und immer wieder versuchen, über unsere Ahnen Greuellügen zu verbreiten. Der Häuptling und die Leute seines Stammes jedoch hatten, geleitet von der Stimme des Blutes und der Stimme der Volksseele kein Verständnis für diese Handlungweise.

Welche verheerende Wirkung das Herausreißen aus dem artgemäßen Gotterleben und das Aufdrängen einer artfremden Gottlehre z. B. gegenüber den Forderungen der Volkserhaltung haben muß, zeigt folgende Schilderung, die dem christlichen Jahrweiser „Der christliche Hausfreund" 1936 entnommen ist. Am 71. Geburttage des Feldherrn, am 9. 4. 1936 steht dort unter der Überschrift „Vergebung" folgendes:

„Kurz vor seiner Heimreise aus Neuseeland versammelte Missionar Taylor alle durch seinen Dienst gewonnenen Neuseeländer. In der ganz gefüllten Kirche wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Als die erste Reihe am Tisch des Herrn kniete, erhob sich plötzlich einer der Knienden und ging durch die ganze Kirche auf seinen Sitzplatz zurück. Taylor war bestürzt. Doch noch ehe er sich von seiner Überraschung erholen konnte, kehrte der Mann um, kniete an der vorigen Stelle nieder und empfing mit den andern das heilige Mahl des Herrn. Nach der Feier fragte ihn der Missionar nach der Ursache seines sonderbaren Betragens. Da antwortete der Insulaner: „Als ich an den Tisch herantrat, wußte ich nicht, neben wen ich zu knien kommen würde. Plötzlich sah ich mich an der Seite des Mannes, der vor Jahren meinen Vater ermordet und sein Blut getrunken hatte. Es überkam mich mit furchtbarer Gewalt, ich konnte es nicht aushalten neben ihm . . ., und doch plötzlich sah ich im Geist das große Abendmahl droben und hörte die Stimme vom Kreuz: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! — da mußte ich wieder an der Seite des Mörders meines Vaters knien."

Welches Zeugnis völkischer Entwurzelung ist diese Schilderung! Sie beweist wieder, wie das Christentum ein Erkennen der Forderungen der Volkserhaltung unmöglich macht. Es zerstört das innige Zusammengehörigkeitgefühl der Sippe, des Stammes. Wahrlich, die Christen sind gemäß Offenbarung Johannes 5 „herauserlöset aus Stamm und Volk". Hier gibt es

kein Verstehen mehr für völkische Verpflichtungen. Die Volksseele ist verschüttet!

Und nun demgegenüber eine Schilderung, die eine unverschüttete Volksseele, den Selbsterhaltungwillen und den Gotterhaltungwillen der Volksseele erkennen läßt (vgl. „Die Volksseele und ihre Machtgestalter“ von Dr. M. Ludendorff). Die Schilderung, die die Überschrift „Indianer-Bekehrung“ trägt, ist dem Buch „Der Busch“ von B. Traven entnommen, welches im Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin 1930 erschienen ist:

„Ein indianischer Häuptling kam eines Tages zu dem spanischen Mönch Valverde, der in Mexiko als Missionar tätig war, um den Indianern die wahre Lehre des Heils zu verkünden.

Der Häuptling kam mit zwei Männern seines Stammes, die zu dem Rate gehörten, also Älteste oder Edle waren. —

Der Pater Valverde, ohne viel unnötigen Pomp zu machen, erzählte in schlichter Weise die Grundgeschichten des Evangeliums auf, in klaren unverbrämten Sätzen, so wie man die Geschichte einem Kinde erzählen würde. Alles das, was verwirren könnte, ließ er vorläufig aus. Darin tat er recht, und er bewies damit, daß er es wohl verstand, mit den einfachen Menschen, wie seine Besucher waren, gut umzugehen.

Der Häuptling hörte stundenlang zu, ohne den Mönch auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Als der Mönch geendet hatte, sagte der Häuptling: „Mein guter Freund, ich habe vernommen, was du mir und meinen Beratern erzählt hast. Ich könnte dir gleich jetzt darauf antworten. Aber du hast so ehrlich erzählt, daß es meinem Herzen weh tun würde, dir sofort zu antworten, denn ich könnte voreilig reden und damit dir und deinen Göttern Schmerz zufügen. Das ist ganz gewiß nicht mein Wille. Ich werde nun zur Nacht schlafen gehen, hier in diesem Ort, und ich werde im Schlafe wohl überdenken, was du mir gesagt hast. Und morgen früh will ich kommen und dir sagen, was ich denke und was ich in mir beschlossen habe. Dann ist es nicht länger mehr voreilig, sondern wohl bedacht, und es sind dann meine wahren Worte. So kann es weder dich noch deine Götter schmerzen, weil es meines ruhigen Denkens klare Frucht ist. Und wenn man wohl überdacht und ehrlich seine Wahrheit sagt, so kann kein Gott zürnen, denn es ist Gott selbst, der diese Wahrheit in mein Herz legt. Bist du dessen zufrieden, mein Freund?“

„Gewiß, mein Bruder“, sagte der Pater, „ich bin dessen durchaus zufrieden. Gott und die Heilige Jungfrau werden deine Gedanken lenken und dich und die Deinen zu dem alleinigen Heil führen. Gehe mit Gott!“

Am nächsten Morgen, als der Pater die Messe in der Kapelle des Ortes gelesen hatte und sich gerade zum Frühstück hinsetze, kam der Häuptling mit seinen beiden Beratern, um seine Antwort zu bringen.

Der Mönch wollte sofort mit dem Häuptling sprechen. Aber der Häuptling sagte: „Ich sehe, daß du bereit bist, zu essen. Es ist für dich besser, du ißt ruhig dein Mahl, denn du bist gewiß hungrig. Das würde dich eilfertig



Zwangstaufe der Mauren nach der Eroberung von Granada

Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella von Kastilien i. J. 1649 wurde die nationale Einheit Spaniens hergestellt. In Granada bestand noch das letzte islamische Reich seit dem Einfall der Mauren, auf Spaniens Boden. Ein längerer Krieg machte diesem Reich ein Ende und i. J. 1422 zogen Ferdinand und Isabella als Sieger in die Alhambra von Granada ein. Jetzt begann die Kirche die „Bekehrung" der dort lebenden islamischen Bevölkerung, den Moriskos. Durch alle erdenklichen Zwangsmittel wurden diese veranlaßt, ihren Glauben aufzugeben und sich taufen zu lassen. Diejenigen, welche sich nicht taufen lassen wollten, wurden vor die Gerichte geschleppt und getötet. Aber auch die Getauften unterstanden der fortgesetzten Bespitzelung, ob sie etwa wieder ihrem alten Glauben, dem Islam, anhingen. Aus diesem System entstand die entsetzliche Inquisition, welche auch bald auf die Spanier selbst angewandt wurde. Neben den kirchlichen Absichten war die Inquisition ein großes Geldgeschäft, denn die Güter und Besitztümer der Moriskos teilten sich Staat und Kirche. Der Untergang der Moriskos war durch die Besitzergreifung Granadas und unter den Fittichen „christlicher Liebe" besiegelt.



machen. Und Religion ist nichts in Eile, nicht meine und gewiß auch nicht die deine. Iß, und wenn du gut gegessen hast, werden wir sprechen."

Als der Mönch nun gegessen hatte, kam er hinaus; und er, der Häuptling und dessen beide Berater setzen sich unter einen Baum, der dicht bei der Kapelle stand.

Der Mönch fragte nicht und drängte nicht. Er wartete ruhig, bis der Häuptling zu reden begann.

Sagte der Häuptling: „Ich habe wohl überlegt in meinem Herzen alle Worte, die du mir gesagt hast. — Dein Gott ließ sich auspeitschen. Ist das so?"

„Ja, um die Sünden der Welt auf sich zu laden", sagte der Pater.

„Er ließ sich bespucken, beschimpfen, mit Schmutz bewerfen, ließ sich verhöhnen als ein närrischer König, ließ sich in Verhöhnung einen Hut aus Dornen aufsetzen. Ist das so?"

„Ja, um die Sünden der Menschen auf sich zu laden", sagte der Pater wieder.

„Er ließ sich an einen Balken nageln und starb dort schmählich wie ein kranker Hund. Ist das so?"

„Ja, um die Menschen von allen Sünden zu erlösen", sagte der Pater.

Darauf sagte der Häuptling sehr ruhig: „Das ist es, was mir Gott ins Herz gab in der Nacht: Jemand, der nicht durch seine Person den Menschen genügend Respekt einflößen kann, daß sie nicht wagen, ihn zu bespucken, zu beschimpfen, zu verhöhnen und mit Kot zu bewerfen, kann kein Gott für einen Indianer sein. Eine Person, die sich nicht wehren kann und nicht wehren mag, hat kein rotes Blut und keinen Mut. Eine solche Person kann kein Gott für einen Indianer sein. Eine Person, die sich nicht befreien kann und nicht befreien will von dem Balken, auf den sie genagelt ist, kann keine Menschen erlösen und kann darum kein Gott für einen Indianer sein. Eine Person, die auf einen Balken genagelt, jammert und winselt wie ein altes Weib, kann kein Gott für einen Indianer sein."

Der Häuptling wollte fortfahren in seiner Rede; aber eine solche tiefe Ruhe, wie der Häuptling gestern während der Rede des Mönches gezeigt hatte, konnte der Mönch nicht bewahren.

Er fiel dem Indianer in die beginnende neue Rede: „Das alles tat mein Gott mit Absicht, um die Menschen zu erlösen; er wollte leiden, um für alle Menschen zu leiden."

Darauf sagte der Häuptling: „Du sagst, er ist ein allmächtiger Gott, dein Gott, und ein Gott unendlicher Liebe. Ist das so?"

„Ja, das ist wahr."

„Ist er wahrhaft allmächtig, dein Gott, warum nimmt er nicht alle Sünden und Missetaten von den Menschen, ohne zu leiden, ohne sich verhöhnen zu lassen, ohne jämmerlich winselnd zu sterben? Und wenn er wahrhaft ein Gott unendlicher Liebe ist, warum läßt er die Menschen in ihren Sünden leiden, und warum läßt er sie Sünden überhaupt begehen! Nur um dieses

große, so jämmerlich vorübergehende Schauspiel aufführen zu können? Ein Gaukler kann kein Gott für einen Indianer sein."

„Aber", unterbrach der Mönch wieder, „das tat Gott, damit die Menschen durch eigenes Verdienst und durch Glauben sich das ewige Leben verdienen sollen."

Sagte der Indianer ruhig: „Warum der Umweg, mein Freund? Warum verdienen müssen, was ein Gott unendlicher Liebe und unendlicher Allmacht den Menschen umsonst geben kann, wie meine Mutter mir alles und alles umsonst gibt aus Liebe, und nicht darum fragt, ob ich es verdiene, ob ich an sie glaube, ob ich sie anbete. Sie würde mir alles in Liebe geben, ohne zu rechten und ohne zu handeln, selbst dann, wenn ich sie — mein Gott möge mich davor behüten — selbst dann, wenn ich sie beschimpfen, verspotten oder gar schlagen würde. Meine Mutter ist größer als dein Gott, denn sie hat mehr unendliche Liebe, mehr unendliche Vergebung und weniger Verlangen für Glauben und Gebete als dein Gott."

Der Pater wich aus und führte das Gespräch hinweg nach einer anderen Lehre, von der er aus Erfahrung wußte, daß sie einen großen Eindruck auf die Indianer, die er bisher getroffen hatte, zu machen pflegte.

Er sagte: „Aber mein Gott ist nicht gestorben, wie du meinst und wie du gewiß gestern überhört hast. Mein Gott ist nach drei Tagen von den Toten auferstanden und in großer Pracht hinauf zum Himmel gefahren."

„Wie oft?" fragte der Häuptling kurz und trocken.

Ein wenig erstaunt antwortete der Pater: „Aber — natürlich nur einmal."

„Und ist er, ich meine dein Gott, seitdem schon einmal wieder zurückgekommen?" Auch das fragte der Häuptling ebenso kurz und trocken wie vorher.

„Nein", sagte der Mönch, „er ist nicht wiedergekommen seitdem, aber er hat verheißen, „er wird dereinst wiederkommen, zu richten und zu —" Diesmal fiel der Häuptling ihm in das Wort: „— und zu verdammen."

„Ja", sagte der Mönch, nun ein wenig erregt werdend, „ja, um zu verdammen alle und alle, die nicht an ihn glauben und die an seinen Worten herumkratzen und die Lehre des wahren Heils nicht erkennen wollen, wenn sie ihnen mit offenen Händen dargebracht wird und für nichts zu haben ist."

Der Häuptling ließ sich von der Erregung des Mönches nicht mit fortreißen. Als der Pater geendet hatte, sagte der Indianer ruhig: „Und das ist es, was Gott mir als letztes Wort ins Herz gelegt hat: Mein Gott stirbt jeden Abend für uns, seine indianischen Kinder, um ihnen Kühle zu bringen, Ruhe und Frieden. Er stirbt in tiefer, goldener Schönheit, nicht verhöhnt, nicht angespeit, nicht mit Kot beworfen. Er stirbt schön wie ein wahrhaft großer Gott. Aber am Morgen steht er wieder auf von den Toten, zuerst von Schleiern des Todes noch umhüllt, dann aber glitzern seine goldenen Speere über das blaue Firmament, und endlich steht er da groß, golden und mächtig, Licht, Wärme, Schönheit und Fruchtbarkeit spendend, den Blumen Duft und Farben gebend, den Vögeln süße Lieder lehrend, dem Mais Kraft und Gesundheit in die Kolben flößend, den Früchten Süßigkeit und heilende

Säfte einhauchend, mit den Wolken spielend, jagend im Meer der blauen Düfte. Und gleich meiner geliebten Mutter ist mein Gott, gebend und gebend und gebend, keine Gebete verlangend, keine Gebete erwartend, keinen Glauben gebietend und niemals verdammend. Und wenn der Abend kommt, stirbt er wieder dahin in rotgoldener Pracht, nicht verhöhnt, nicht winselnd, sondern in einem ruhigen, tiefen Frieden verheißenden Lächeln; mit dem letzten Zucken seiner müde werdenden Augen seine indianischen Kinder segnend. Und am Morgen ist er wieder da am Firmament, der ewig junge, ewig strahlende, ewig schenkende, ewig sich neu gebärende, ewig wiederkehrende, große, goldene Gott der Indianer. Und so sagte mir Gott als letztes Wort in mein Herz: Tausche deinen Gott nicht, mein guter Sohn, denn es ist kein größerer Gott als dein Gott, der in seinen Strahlen jauchzt und singt, kein schönerer und edlerer Gott ist in der weiten Welt, als der im flutenden Golde badende Gott, als der herrliche strahlende Gott des Indianers."

Und als der Häuptling das gesagt hatte, dankte er dem Pater Balverde für die Freundlichkeit, die er ihm erzeigt hatte. Dann rollte er seine Decke, auf der er gesessen hatte, zusammen, warf sie sich über die Schulter, und er ging, gefolgt von seinen Begleitern, zurück zu seinem Volke.

Der Stamm wohnt in der nördlichen Hälfte der Sierra Madre. Er ist bis zum heutigen Tage ohne die Lehre des wahren Heils geblieben. Bei dem raschen Zerfall der katholischen Kirche in Mexiko ist nunmehr jegliche Hoffnung für uns geschwunden, jenen Stamm und einige zwanzig andere Indianerstämme in Mexiko dereinst im Paradiese als geflügelte Harfenschläger und Posaunenbläser begrüßen zu können."

Wie erhaben sind doch die Antworten, des in seinem arteigenen Gotterkennen lebenden Indianerhäuptlings, gegenüber denen des christlichen Missionars! Welch' hohe Ethik spricht aus den klaren Worten dieses „Heiden"!

Lediglich der aus dem Volkstum „herauserlöste" Mensch überhört die mahnende Stimme der Volksseele, glaubt nur über Kleinasien zu Gott gelangen zu können und sieht zu, wie die Seele seines Volkes durch artfremde Lehren überlistet, geblendet und geknechtet oder wie Frau Dr. Mathilde Ludendorff sagt „verschüttet" werden soll, vollkommen vergessend, daß längst ehe die Welt an Rom, Bethlehem, Nazareth und an den Sinai dachte, Träger unserer Volksseele große Kulturen schufen!

Jeder Deutsche hat daher, um seines Volkes willen, die unaufschiebbare Verpflichtung, sich endlich mit dem Wesen der Menschenseele und den Gesetzlichkeiten der Volksseele vertraut zu machen, wie sie erstmalig Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren Werken gegeben hat! Nur nach dieser Erkenntnis kann verhindert werden, daß unser Volk auf dem Gebiete des Glaubensringens von der Befreiung aus dem christlichen Wahn nicht in eine neue völkervernichtende Irrlehre geführt wird, in eine Irrlehre, nach der, angepaßt an eine neue indische Philosophie, „Schicksalsmächte" unser „Geschick" „lenken" sollen, „Schicksalsmächte", denen wir uns bedingunglos zu unterwerfen, zu ergeben haben.

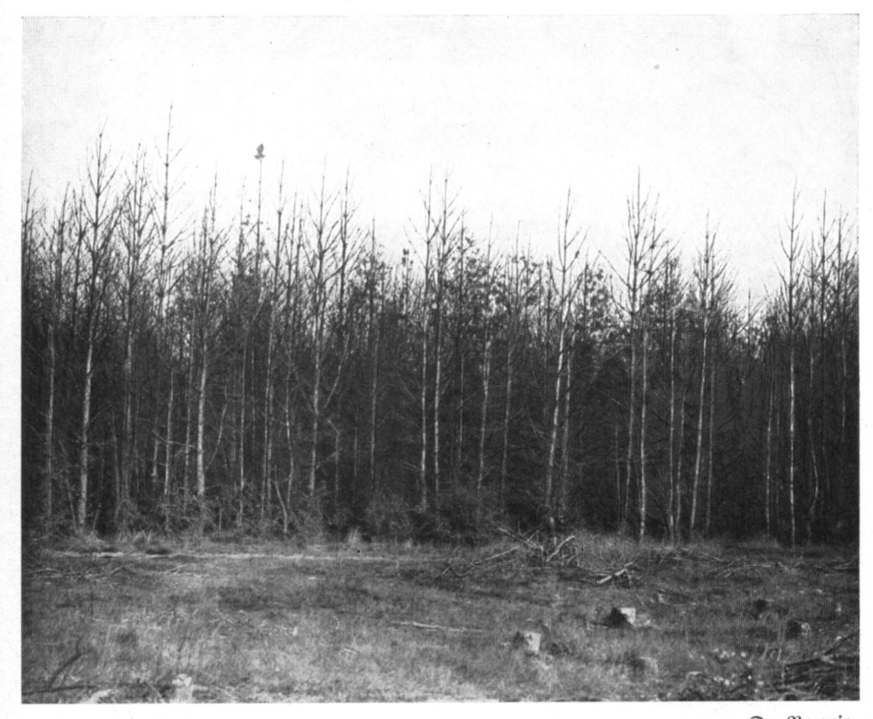
Natur gegen kapitalistische Ausbeutung.

Von General Ludendorff.

Die preußische Forstverwaltung legte in den Jahren vor dem Weltkriege in weiten Gebieten des östlichen Preußens oft auf kärglichem Boden Kiefernschonungen an, aus denen sich in verhältnismäßig kurzer Zeit eintönig aussehende Waldungen eng zusammenstehender, gleichgewachsener, aufgeschossener, in hoch angesetzten Kronen nur schwach benadelter Kiefern entwickelten. Die fabrikmäßige Ausnutzung des Bodens bewährte sich scheinbar. Aber gleichsam als ob Boden und Natur sich gegen solche Ausnutzung aufbäumten, fielen auf weiten Strecken die so gezüchteten Kiefernwaldungen den Forleulen, einer Raupenart, und anderen Waldschädlingen zum Opfer. Die Kiefern wurden von ihnen kahlgefressen. Der Kiefernwald glich einem kollektivierten Volke, das von Jahweh dem Juden zum Fraß hingeworfen war. Ein höherer Forstbeamter schreibt mir:

So entstehen in übermäßig stammreichen Kiefernbeständen mit verkümmerten Kronen günstige Lebensbedingungen für die Forleule und andere tierische und pflanzliche Schädlinge der Kiefer. Das dichte, schirmartige Kronendach fängt einen erheblichen Teil — bis zu $^1/_3$ — der Niederschläge auf und läßt ihn für den Wald ungenutzt verdunsten; ein weiterer Teil wird in den oberen Schichten der unzersetzten Bodendecke zurückgehalten; unter ihr findet die Puppe der Forleule ein gesundes, trockenes Winterlager, aus dem dann im Frühjahr unzählbare Milliarden von Schmetterlingen fliegen und ihre Eier an die Kiefernadeln ablegen können. Es ist so, als wenn man einen Pelzmantel im Sommer in den lichtarmen und schlecht gelüfteten Bodenraum unter ein Ziegeldach hängt: Nach kurzer Zeit umschwirren und vernichten die Kleidermotten den Pelz.

Das Abfressen der Nadeln hat auf die Güte des Holzes der befressenen Kiefern keinen unmittelbaren Einfluß; im Sommer setzt jedoch unmittelbar nach dem Absterben eines Baumes, einerlei ob es durch Axt oder Säge oder durch die Forleule herbeigeführt ist, die Zersetzungarbeit holzzerstörender Pilze, die nur in der warmen Jahreszeit gedeihen können, ein; dieser Abbau der organischen Masse wird gewöhnlich durch planmäßige, menschliche Tätigkeit verhindert; das Holz wird entrindet, zerlegt und getrocknet, es werden dadurch den holzzerstörenden Pilzen die Lebensbedingungen entzogen. Bei der im Sommer erfolgenden massenweisen Vernichtung von Kiefernbeständen durch die Forleule kann der Mensch aber weder den Eintritt des Todes der einzelnen Kiefer rechtzeitig erkennen, noch kann er die großen Massen abgestorbener Kiefern aufarbeiten, ehe die Tätigkeit der holzzerstörenden Pilze und Insekten wirksam wird; infolgedessen ist ein großer Teil des Holzes der durch Forleulenfraß vernichteten Bestände tatsächlich schon durch saprophytische Insekten und Pilze beschädigt, ehe der Mensch seine Erhaltungmaßnahmen angewendet hat; aus diesem Grund ist sogenanntes



Dr. Berwig

Von der Raupe der Forleule vernichteter 20 jähriger Kiefernbestand, ein Jahr nach dem Fraß. Die spärlichen neuen Triebe können das Absterben des Bestandes nur hinausschieben, aber nicht verhindern.



Eulenfraßholz tatsächlich oft minderwertig. Ganz abgesehen davon, daß die Bäume sich nicht entwickeln und kräftigeres Holz liefern können."

Die preußische Forstverwaltung sah sich genötigt, auf solch kapitalistischen Raubbau zu verzichten. An Stelle der Kiefernwaldungen entstanden gemischte Waldungen verschiedener Baumarten. Aus den schönen norddeutschen Waldbeständen war damit die Unnatur der eintönigen Kiefernwaldungen geschwunden, die in anderen Gegenden des Reiches überhaupt nicht oder nur in geringem Umfange gezüchtet waren.

Vom Urstoff zum Kristall und Einzeller.

Von Dr. med. Rochow.

Die erlösende Erkenntnis, von der Entwicklung und dem Aufstieg des Lebens aus niederster unbewußter Stufe zu immer höheren Gebilden, von dem Sinn dieses Aufstieges und den Kräften, die ihn bewirkten, gibt uns das Werk Dr. M. Ludendorff „Schöpfunggeschichte". Ehrfürchtig, staunenden Blickes sehen wir die fast sinnverwirrende Formen- und Artenfülle im Pflanzen-, Tier- und Menschenreich sinnvoll unter das Gesetz des Werdens sich einordnend. Aber der Blick haftet nicht mehr bloß an der lebendigen Schöpfung, aufs innigste mit ihr verbunden erkennt er weit darüber hinaus eine Welt scheinbar lebloser Formen- und Artenfülle. Wie Alles ineinander greift, wie alles Organische im Anorganischen wurzelt und sich aus diesem Mutterboden erhebt bis zum Schöpfungziel: dem bewußtseinsfähigen Menschen, das vermag er heut zu erfassen dank der philosophischen Einsicht im Verein mit den Forschungergebnissen der Wissenschaften. Über eine noch gestern unüberbrückbar scheinende Kluft geht er heute auf fester Brücke sicheren Schrittes hin zu dem lange verborgenen Quell des Erkennens: Dem Sinne dieser Welt und dem Sinne seines eigenen Seins.

Wem sich nur einmal die umspannende Weite und Tiefe dieses Blickes öffnete, den überwältigt die Erkenntnis, daß der Stoff, aus dem alles Lebendige und scheinbar Leblose geformt ist, zu einer unvergleichlichen Wandlung fähig ward. Stoff- und Formenwandel aber sind nur der Ausdruck einiger weniger Kräfte, die wir philosophisch als einen, als göttlichen Willen, mittelbar begreifen. Eine vollendete Welt zeigt sich in ihrem Werden dem Blicke; aber nicht so, daß auch nur eine Kraft nach erreichter Vollendung geschwunden wäre; vielmehr so, daß jede Kraft jetzt noch ebenso wirkend ist, wie im Augenblicke ihres Erscheinens.

Vornehmlich Beharrung und Schwerkraft oder zentrifugale und zentripetale oder bewegende und anziehende Kraft als Ausdruck des Verweilwillens, auftauchend aus der Vorstufe des Urstoffes, dem Äther, sind allem Stofflichen und dessen Zustandsformen wesentlich. Wir wissen, daß der Stoff aus Mole-

külen aufgebaut ist und diese wieder aus Atomen. Zweierlei Art sind die dem Molekül innewohnenden Kräfte: anziehende und bewegende. Jedes Molekül wird durch letztere in geradlinige Fortbewegung versetzt. Dadurch stoßen die Moleküle zusammen, sie stoßen sich ab und beeinflussen sich gegenseitig in ihrer Wegrichtung. Überwiegen die bewegenden Kräfte, dann befindet sich der Stoff im Gaszustand. Der Einblick in den Feinbau des Stoffes bestätigt uns also das Bild von dem in gradliniger Richtung dahinstürmenden Urnebel der Urwelten. Da aber gleichzeitig auch die Anziehungkräfte seiner Einzelteilchen wirksam sind, werden sie zu einem Mittelpunkte hingezogen. Der Urnebel kreist, sich gleichzeitig geradlinig bewegend.

Auf der nächsten Entwicklungstufe wirken die gleichen Kräfte unverändert fort auch in den Einzelmassen, in die sich die Gesamtmasse des Urnebels aufteilte (durch den „Willen zum Wandel" Entstehung des Kosmos). Die ursprünglich einheitliche Beschaffenheit und feinste Verteilung der Urbestandteile des Bildungstoffes ändert sich; die Teilchen haften aneinander und zwar vollzieht sich dieser Vorgang in einer solchen Gruppierung, daß sich die Teilchenbindungen in einem zahlen- und gewichtsmäßigen Anstieg und Anwachsen äußern. Dadurch entstehen in aufsteigender Reihe vom leichtesten bis zum schwersten Atome, dem Wasserstoff und dem Uran, die Elemente oder Grundstoffe. Es sind 92 an der Zahl, 90 davon bekannt. Lange bevor die meisten Elemente entdeckt waren, vermochte die Wissenschaft nach den erkannten Grundeigenschaften ein System aufzustellen, in dem die Reihenfolge der Elemente eingeordnet war. So also wandelte sich der Stoff durch Gruppierung seiner Teilchen und ließ aus sich zum ersten Mal unterschiedliche Arten entstehen. Dieser Wandlung des Stoffes entsprach ferner eine Verdichtung desselben, mit der sich gleichzeitig Temperatur- und Druckerhöhung vollzogen, aber ebenfalls auch Ausstrahlung und Wärmeabgabe. Wo sich, wie auf unserer Erde, der Temperaturverlust nur allmählich auswirkte, konnten dann die Bedingungen entstehen, daß der gasförmige Zustand in den flüssigen und festen überging und somit die Voraussetzungen für die Entwicklung des Lebens auftraten.

Gas sucht sich infolge der überwiegend bewegenden Kräfte unbeschränkt im Raume auszudehnen (Expansionkraft). In der Flüssigkeit dagegen besteht eine größere Reibung der Moleküle oder Atome, der dadurch bedingte Binnendruck hält der Expansionkraft das Gleichgewicht, aber eine eigene Form behält sie nicht. Im festen Körper ist die innere Reibung noch erheblicher, die Unterschiedlichkeit des Reibunggrades läßt ersehen, daß es scharfe Grenzen zwischen flüssigen und festen Stoffen nicht gibt, läßt mithin je nach dem Grade die Körper flüssig, zähflüssig oder fest erscheinen. So ist z. B. Glas eine unterkühlte Flüssigkeit. Das Verhalten des festen Körpers zeigt sich in der Verschiebungelastizität. Durch das Verhältnis der anziehenden und bewegenden Kräfte sind also in einer Stoffart ihre Eigenschaften, ihre Form und die losere oder innigere Anhäufung gleicher Stoffartteilchen (ein Aggregat genannt) bestimmt. Noch aber liegen ihre Baustoffteilchen, die Atome, zuein-

ander ungeordnet, gesetzlos in ihr; denn die Bewegungen ihrer Moleküle bzw. Atome sind ungeordnet, es wirken ihre Kräfte in verschiedenen Richtungen. Ein solcher Körper hat also in allen Richtungen des Raumes gleiche Eigenschaften, weshalb man einen solchen Zustand auch als physikalisch-isotrop, gleichwertig in verschiedenen Richtungen, bei festen Körpern auch amorph (ohne Gestalt) bezeichnet. Auf dieser Stufe der Entwicklung ist also noch keine feste Gestalt vorhanden. Erst wenn eine neue Kraft auftaucht, ordnen sich die Moleküle gesetzmäßig gegeneinander, indem sich dabei die Kräfte gleicher Richtungen addieren und demnach ein solcher Körper in verschiedenen Richtungen zum Raum verschiedene Eigenschaften zeigt. Er ist anisotrop, ungleichwertig in verschiedenen Raumrichtungen. Das erste Einzelwesen ist entstanden: Der Kristall (s. Schöpfunggeschichte S. 38).

Der Kristall ist also ein homogener anisotroper fester Körper, in dem die molekulare Richtkraft die Selbstgestaltung der Materie offenbart, die noch ganz besonders in der Wachstumsfähigkeit zum Ausdruck kommt. Er ist stets von ebenen Flächen begrenzt und hat ein Achsensystem, nie nimmt er die Form von Kugeln, Ringen, Zylindern usw. an. Er ist spaltbar, zeigt Doppelbrechung des Lichtes, hat einen festen Schmelzpunkt, kurzum seine Eigenschaften sind von seinem Gerüstbau abhängig. Die Röntgenanalyse hat seit 1912 Aufschluß über den inneren Bau erbracht und gezeigt, daß der kristalline Zustand die fast ausschließliche Zustandsform der unbelebten festen Materie ist und schon mit gewissen Vorstufen in das Gebiet des Lebenden vorgreift. In dem Reiche der Kristalle ist auch das Gesetz der Mannigfaltigkeit gültig; eine prachtvolle Formenfülle, welche die Wissenschaft in 7 Systeme und 32 Klassen nach ihren unterschiedlichen Merkmalen einordnet, gibt jedem einen wahrhaften Schönheitsgenuß, der die in allen größeren Städten zugänglichen Sammlungen besucht.

Unter den Elementen nimmt der Kohlenstoff eine Sonderstellung ein, insofern er das Bestreben hat, eine lange Kette von aneinander gebundenen Kohlenstoffatomen zu bilden. Diese Ketten können an ihrem Ende oder an Seitenästen durch andersartige Atome abgeschlossen werden, wodurch die ganze Mannigfaltigkeit der organischen Bausteine entsteht. Die Ketten können sich aber auch ins Unendliche fortsetzen (z. B. Cellulose, Faserstoffe). Wenn sich aber die Kette reiner Kohlenstoffatome nach allen 3 Richtungen im Raume unendlich ausdehnt, so entsteht der vollkommenste aller festen Körper, der Diamant.

Der Kohlenstoff ist also ein Markstein und Wegweiser in der Entwicklung, und wir wundern uns nicht, wenn nun in dem von ihm geschaffenen unübersehbaren Reiche organischer Verbindungen — wiederum Voraussetzung für die lebendige Schöpfung — eine neue Kraft auftaucht, die den flüssigen Kristall entstehen läßt. Es ist die Gestaltungkraft (s. Schöpfunggeschichte S. 39). Unter einer Flüssigkeit pflegt man sich einen Körper vorzustellen, der Tropfen bilden kann, die, in Berührung zueinander gebracht, zusammenfließen; ein geteilter Tropfen dagegen formt sich nach kurzer Zeit in zwei

Kugeln, die sich wie der ursprüngliche Tropfen verhalten. Ganz anders der flüssige Kristall. An einem Gegenstande des täglichen Gebrauchs wurde von Lehmann die flüssig-kristalline Natur entdeckt, an der Schmierseife und ihren verschiedenen Abarten, namentlich dem Ammoniumoleat. Es sind winzige Kriställchen, die sich aus der erkaltenden Lösung ausscheiden, die sich aber alsbald durch Zusammenfließen zu größeren optisch einachsigen Pyramiden vereinigen. Teilt man einen solchen flüssigen Kristall in beliebige Stücke, so streckt sich wieder jedes Bruchstück vermöge der Gestaltungkraft zur einachsigen kristallinen Pyramide. Ganz ähnliche flüssige Kristalle wie das Ammoniumoleat bildet das Lezithin, das sich im Myelin oder Nervenmark der Nervenfasern findet, einer Substanz, die neben Lezithin Fett und Protagon enthält. Der Zusammenfluß zweier flüssiger Kristalle geschieht unter der Wirkung der molekularen Richtkraft, welche die Moleküle beider Einzelwesen in parallele Stellung bringt. Dieser Vorgang heißt auch „spontane Homöotropie".

Feste und flüssige Kristalle bewahren also vermöge der Richt- und Gestaltungkraft ihre Gestalt, schließen sich aber gegen die Umwelt ab. Betrachten wir daher zunächst, wie sich Körper überhaupt in flüssiger Umwelt, d. h. in Lösungen verhalten. Da treffen wir auf drei scharf unterscheidbare Arten der Lösungen: zwei echte und eine Scheinlösung; nämlich Lösungen, in denen die Zerteilung bis zu Bruchstücken der Moleküle geht: ionendisperse Lösungen. Hierher gehört die große Gruppe der Säuren, Basen und Salze. Dann Lösungen mit Zerteilung bis zur Molekulargrenze: molekulardisperse Lösungen. So verhalten sich Zuckerarten, Alkohole, Harnstoffe u. a. Diese beiden echten Lösungarten lassen eine irgendwie erkennbare räumliche Abgrenzung zwischen Lösungmittel und Gelöstem nicht wahrnehmen. Im Gegensatz dazu sind in den unechten Lösungen, die durchaus klar und durchsichtig sein können, die Teilchen nicht bis zur Unsichtbarkeit aufgelöst, sondern schweben im Lösungmittel und sind nachweisbar. Diese Zustandsform heißt die kolloide, da sich Leim (lateinisch colla) so verhält, ebenso Eiweiß, Stärke, Kiesel- und Gerbsäure. In den wahren Lösungen kennt man nur Abscheidung des Gelösten in kristallinischer oder amorphkörniger Form. Sind aber in einer molekulardispersen Lösung gleichzeitig Kolloide gegenwärtig, so scheiden sich kombinierte Gebilde von Kristalloiden und Kolloiden ab. Die Kolloide treten also in Beziehungen zu artanderen Stoffen ihrer Umgebung. Es besteht aber keine Veranlassung mehr, kristallisiert und kolloid als Gegensätze aufzufassen, nachdem die Röntgenanalyse ergeben hat, daß in einer kolloidalen Silberlösung die Teilchen aus kleinsten Kristallen bestehen. Vom philosophischen Standpunkt aus hat Dr. M. Ludendorff den Kolloidkristall als Zwischenstufe zwischen dem flüssigen Kristall und der ersten lebenden Zelle erkannt. Der Kolloidkristall weist, wie sie zeigt, eine neue Fähigkeit auf: Wahlkraft (s. Schöpfunggeschichte). Er ist zur Einverleibung fremder Stoffarten fähig. Aber keine Zustandsform ist so wandelbar und so sehr Beeinflussungen zugängig wie die kolloide, die leimähnliche. Eine Leimlösung

ändert sich in kurzer Zeit, sie bildet eine gallertige Masse, sie — altert. Es fehlt den Kolloiden die Dauerhaftigkeit. Und doch sehen wir das Leben wie z. B. in der Protoplasmazelle, dem einfachsten lebendigen Baustein, an die kolloidale Beschaffenheit gebunden. Kein Leben ohne Wasser, aber auch kein Leben ohne die Besonderheit der kolloiden Stoffzustände. Die Säftemasse des Menschen und aller Tiere bis herab zum Einzeller enthält 3 Salze (Na-Cl, K-Cl und Ca Cl_2) in einem Mischungverhältnis, das genau dasjenige des Meereswassers ist. Sie kreist in einem kolloidalen Medium, welches das Formgerüst, das Gefäß dazu bildet. Und doch ist das Kolloid oder der Kolloidkristall erst die Vorstufe des Lebens.

Zwei entscheidende Kennzeichen des Lebens sehen wir bisher geworden: die Gestalt, d. h. die im Raum orientierte Abgegrenztheit und ein Vermögen, über diese Grenzen wiederum hinaus zu treten in Beziehung zu artanderen Gebilden der Umgebung, allerdings vorerst noch im empfangenden Sinne. Leben aber verlangt Wechselwirkung, gesetzmäßig nach innen und außen, Speicherung aus der Umwelt und Abgabe an diese, Reiz und Reaktion. Und nun schließt sich das Werden in der Weite des Kosmischen. (s. Schöpfunggeschichte). Der göttliche Wille zum Wandel, der einst in fernen Urwelten den Urstoff in Myriaden Einzelwelten teilte und sie in die Bahnen gesetzmäßigen Umlaufs zueinander lenkte, beseelt die im Mikrokosmos entstandenen Einzelwesen. Richt-, Gestaltung- und Wahlkraft, zum vollkommenen Selbsterhaltungwillen geschlossen, setzt, nun auch der Zeit eingeordnet, das Klümpchen flüssig-kolloidalen Gemenges unter die Wechselwirkung des Verweil- und Wandelwillens. Die Zeichen des Lebens erfüllen sich, Wiederholung und Tatbereitschaft unter einem vollkommenen Selbsterhaltungwillen beleben die erste Zelle, von der aus die organisch belebte Schöpfung ihren Ausgang nimmt. Das erste sterbfähige Einzelwesen ist geboren und mit ihm die Seele als Wille.

Ohne ästhetische und religiöse Betrachtungen kann die Naturforschung wohl anfangen, aber nicht vollendet werden, bekannte der kürzlich verstorbene Deutsche Kliniker und Arzt Fr. Kraus. Sie kommt, trotz der schier unübersehbaren Fülle von Einzelergebnissen, zu nur verhältnismäßig wenigen Grunderkenntnissen die, nach dem Entwicklunggedanken geordnet, zum Erwecker einer Gotterkenntnis wurden. Die gesetzmäßigen Kräfte, welche die Grunderkenntnisse aufzeigten, waren der Ausdruck der im Entwicklunggange der Welt auftauchenden göttlichen Willensoffenbarungen. So konnte die mit der Wirklichkeit übereinstimmende „Schöpfunggeschichte" geschaut und wortgestaltet werden. In ihr war das Grundgefüge Deutscher Gotterkenntnis gesichert. Diese aber wird überdies dem Menschen die Erweckerin einer Vernunft, die ihn nicht mehr mißbraucht, sondern die ihn durch den Entwicklunggedanken gleichsam wie an einem Ariadnefaden durch die verwirrende Fülle der Erscheinungen zur Freiheit und zum Einklang mit der Wirklichkeit leitet. Sie erweitert sein Ichbewußtsein zur Erkenntnis, daß seine leibliche und seelische Gestaltung zugleich im Kosmischen wurzelt.

Blume und Schmetterling.

Von Lucie Evard.

Zur Blume, die im Wald verborgen
Süß duftend stand im jungen Morgen,
Fand seinen Weg ein Schmetterling.

„Wie magst du so in Schönheit prangen",
Rief er, und blieb am Kelche hangen,
„In dieser tiefen Einsamkeit?

Wer lobt und preist hier deine Blüte,
Was ist der Lohn für deine Güte,
Ist deine Mühe nicht umsonst?"

Die Blume sprach: „Nicht Lob und Ehre,
Noch schnöden Lohn ich mir begehre,
Der Zweck ist meinem Wirken fremd.

Die Pracht und Schönheit meiner Hülle
Erschuf des Lebens heil'ger Wille,
Als meines Daseins tiefen Sinn.

Ich muß nach kurzer Zeit vergehen;
Das Schöne, zeitlos, bleibt bestehen,
Es wechselt Form nur und Gestalt."

„Ei", sprach der Falter freudig-stille,
„In mir lebt auch der heil'ge Wille,
Der Schönheit Träger bin auch ich."



Zeichnung von Elly Strick

Nordisches Erleben im Weltkrieg.

Von Wilhelm Richter.

Vor dem Kriege war mir der Begriff „nordisch“ im Sinne dessen, was heute darunter verstanden wird, noch unbekannt. Wohl fühlte ich auch vor mehr als 20 Jahren als junger Mensch bereits ewas Besonderes, wenn ich Sätze aus der Island-Sage las, oder wenn ich Scheffels Worte vernahm: „O, Island, trotziger Fels im Meer... !“ Jedoch hatte das Gefühl, das mich hierbei überkam, feste Form noch nicht angenommen. Immerhin hat mich zu jener Zeit schon der Anblick eines künstlerisch-wertvollen Gemäldes, das die norwegische Landschaft oder das Schärengebiet behandelte, tief beeindruckt. Wenn mir jemand von Vineta sprach oder von schlanken, blonden norwegischen Mädchen, so wirkte das auf mich von jeher nachhaltiger, als wenn ich das Wort „Nizza“ hörte oder Lobpreisungen auf dunkeläugige und schwarzhaarige Südländerinnen vernahm.

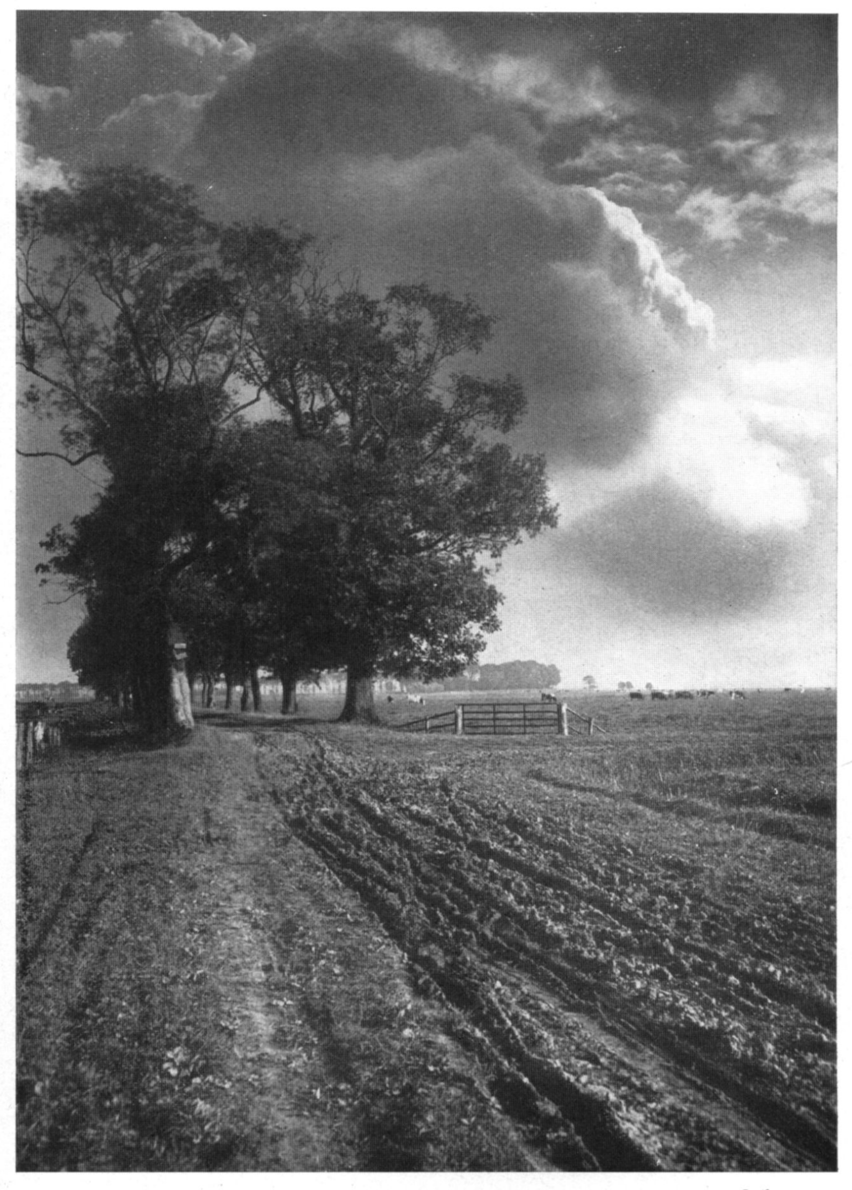
Damals lebte ich schon seit einer Reihe von Jahren in Bremen, in einer jener deutschen Städte, in denen nordischer Geist und nordisches Wesen starke Prägung hatten und haben. Gern wanderte ich allein durch die beiderseits der Weser sich flach und kahl hindehnende Landschaft, deren nüchterne Herbheit ich keineswegs reizlos fand. Ich lauschte dem Schrei der Kiebitze und träumte, im Grase liegend, hinein in die unendliche Weite des Küstenhimmels, in dessen lichter Bläue gewaltige Ballen weißer Wolken segelten. Dort überkam mich zuweilen die Empfindung einer friedvollen Ausgeglichenheit, die der Marschendichter Hermann Allmers einmal in die Worte gefaßt hat: „Mir ist, als ob ich längst gestorben wäre.“ Dieses seelische Verwobensein mit der Natur beglückte mich und brachte mir große innere Zufriedenheit.

Schon in jungen Jahren fand ich den Baustil der niedersächsischen Bauernhäuser ausnehmend schön und konnte tagelang im Worpsweder Moor verweilen, aus dessen Landschaft mir unablässig nordischer Hauch entgegenweht und über der immer ein eigenartig matt-blauer Schimmer liegt. Besonders wohltuend empfand ich das große Schweigen, das über dem von Zivilisation noch unberührten Gelände ruht. Die Düsterheit, die von den schwarzen Segeln der Moorkähne ausgeht, bedrückte mich nicht. Von Geburt Eisenacher, durchaus empfänglich für das Liebliche der Thüringer Berglandschaft und für den wundervoll romantischen Hauch, der sie umschwebt, fühlte ich mich dennoch eng verbunden dem nordwestdeutschen Flachland, das von meinen Bekannten stets nur als „langweilig und öd“ bezeichnet wird.

Ich dachte anders darüber.

Die stets etwas kalte Herbheit der Küstenlandschaft Nordwestdeutschlands sagte mir zu. Wenn sich Gelegenheit bot, ging ich gern an den Nordseestrand und fühlte mich erst richtig wohl, wenn Sturm über die See hetzte, wenn der Wind pfiff und schrill in ihn hinein der Schrei der Möve klang.

Urväter waren in dieser Gegend vor Jahrtausenden daheim gewesen, das



Lohmann

Marschlandschaft



Meer war ihnen zum Sinnbild des Göttlichen geworden. In mir klang das Erbgut, das über Jahrtausende hinweg die Volksseele erhalten hatte.

Als ich in den Krieg zog, beobachtete ich ähnliches. Vor allem wurde mein Gemüt eigenartig beeindruckt von Flandern. Die flache weite Wiesenlandschaft, die einem herbe Kühle entgegenstrahlte, in deren Bauten bei scharfen Linien eine gewisse Schwere und bei aller massigen Wucht doch auch eine kalte Schönheit zum Ausdruck kam, ließ mich immerfort grübeln über Dinge, die in mir nach Klarheit rangen. Nordische Eigenart und Wesensart brachten da in der Seele verwandte Saiten zum Aufklingen.

Ich war damals erst 24 Jahre alt und noch ziemlich unbelesen und keineswegs in der Lage, alles das, was ich da sah und durchgrübelte, irgendwie fest einzuordnen. Alles war noch in Gärung, aber das Rasseerbgut sprach doch schon seine bestimmte Sprache.

Über Flanderns Wiesen lag oft der Nebel. Häufig ritt ich meine dienstlichen Wege durch diesige Luft, deren Schwaden mich und alles umhüllten. Sie nahmen jede Fernsicht. Manchmal wuchsen dort Soldaten und Gegenstände, da weiter sonst nichts sichtbar war, was einen Größenvergleich zugelassen hätte, ins Übergroße. Menschen, Pferde, Fahrzeuge, Kolonnen zogen gleich einem Geisterheer vorüber. Bei solchem Erleben lernte man die alten nordischen Sagen verstehen, in denen ja auch die Nebelschwaden, von mythischen Gestalten belebt, erträumt wurden. Man dachte an das „Niflheim" der Alten und hing in diesiger Luft und in der Einsamkeit, die ihr verbunden war, besonders gern diesen Gedanken nach. Andere empfanden das auch. Wieder andere sprachen dagegen ganz offen von einem „elenden" Nebel, der sie bedrückte und ihnen innerlich gar nichts gab.

Dort in Flandern ging mir auch das Verstehen auf für die eigenartige Stimmung einer Regenlandschaft. Wenn grau in grau der Dunst der Weideflächen und Knicks lag, wenn es leise und ohne Unterlaß erdwärts rieselte, so redete zu mir, der ich da im starken Mantel und in derben Stiefeln im Freien stand, die düstere Landschaft eine ernste Sprache. Wenn dann dazu eine Batterie über den aufgeweichten Feldweg keuchte, wenn die Räder der Protzen und Geschütze im schlammigen Sande knirschten und die Pferde lehmbespritzt und schnaubend vorwärtszogen, Gestalten des Kraftvollen und Wuchtigen, dann machte solch ein Bild künstlerisches Fühlen lebendig. Ich schrieb in mein Kriegstagebuch:

„Ein Meldereiter von der Artillerie holt mich ein. Wie ein Ritter aus alter Zeit, so wirkt im Nachtgrau die malerische, stahlhelmbewehrte Gestalt. Scharf zeichnen sich Pferd und Reiter ab gegen den von Feuerblitzen durchzuckten Himmel. Wir reiten gemeinsam, schweigend. Gehöfte kommen in Sicht, verschwommen in ihren Umrissen. Sie wirken wie Inseln in der Nacht. Wie Toteninseln. Kein Licht. Kein Laut. Nur von der Front her grollt es fortwährend. Die Pappelallee wird überquert. Dann geht's auf regenweichem Landwege weiter. — Dort, im Grunde, liegt ein Teich, umgeben von knorrigen Weiden, umwoben von Nebelschwaden. Schwere eng-

lische Granaten ziehen gleich Nachtvögeln mit rauschenden Flügeln ostwärts, weit ins Hinterland. Erst bei Ménin detonieren sie grollend: — rums! ... rums! — Nächtliches Gewässer, in dem die Wolken spiegeln, Weidengebüsch, dichte Nebelschleier! Am Himmel hetzt im Sturmwind Wotans wilde Jagd."

Das Krachen beim Abschuß der Geschütze und der unerhört wuchtige Schlag beim Auftreffen der Granaten beeindruckten uns gewaltig. Der Anblick nächtlich brennender Ortschaften, über die der Sturmwind jagte, fesselte uns. So mußte die „Waberlohe" gelodert haben im Sagenbilde der Alten. Donner, Flammen und Sturm! Solche Wildheit ließ uns erschauern und erfreute uns.

Ja, diese Nächte im Feld! Lau und weich im Frühling und im Sommer, naß und stürmisch im Herbst und neblig dazu, eisig im Winter, wenn die Sterne in Frost und Kälte förmlich grün-blau glitzerten. Da sprach zu einem die Natur. Da kam man dem „Göttlichen" ganz nahe und entfernte sich vom Schema und vom Dogma einer auf orientalischem Mythos fußenden Theologie, die einem in der Kindheit eingehämmert worden war und deren Pfeiler gerade hier in Todesnähe immer mehr wankten.

Man wurde keineswegs gottlos! Im Gegenteil! Nur dem Priestertum der Christenheit gegenüber verlor mancher den Gleichschritt. Man ahnte das Göttliche und fühlte sich ihm, hier in der freien Natur tiefer verbunden, als dies je in der städtischen Umgebung der Fall gewesen. Man ahnte es, ohne es in Worte kleiden zu können. War es ein Wunder, daß mit der Zeit viele Frontsoldaten in den Predigten der Feldgeistlichen nichts Glaubhaftes und Tröstliches mehr sahen?! Der Divisionspfarrer verlor an Einfluß, je länger der Krieg dauerte. Er stand und litt nicht in der Todeszone und deshalb „konnte er uns nichts mehr erzählen". Zumindest machten auf manchen von uns seine salbungsvollen Worte keinen Eindruck mehr. Wir hatten mit dem Tode auf „Du und Du" gestanden, er nicht. Deshalb trennten ihn und uns Welten. Und wenn man uns einmal „in Reserve" schickte, 10 Kilometer hinter die Front, so wollten viele von uns nicht Feldpredigten hören, sondern Ruhe haben. Mancher sagte da ohne Gehässigkeit, aber durchaus ernst: „Der Herr Pfarrer soll gefälligst morgen in unserer vordersten Sturmwelle vorgehen, mit uns, zwischen uns, wenn wir das Dorf dort drüben stürmen werden. Das wäre Deutsch! Jetzt will er uns das „Heilige Abendmahl" geben, an dessen Wunderkraft wir nicht mehr zu glauben vermögen, da wir das Göttliche im Schlachtendonner anders erlebten als er, der stets hinten in Todesferne blieb und bleiben wird."

Es war Ende Scheiding 1914, in der Gegend von Roye. Wir hatten seit Wochenfrist täglich gestürmt, waren körperlich und seelisch restlos verausgabt und sollten nun das Dorf Frèsnoys nehmen. In meinem Tagebuch lese ich:

„Wir stehen in einer Senke, schon ausgeschwärmt auf der Grundlinie, und wissen: in wenigen Minuten wird angetreten zum Sturm.



Wisselinck

Auf der Wacht.

„Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren,
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal!“

Friedrich d. Gr. 1760.



Wenn nur die quälenden Gedanken nicht wären!

Wie es wohl ist mit dem Sterben?

Wird man nach dem Tode weiterleben? Gehen wir über in eine andere Daseinsform, wenn uns nachher die Granate zerschmettert? Oder folgt dem Tode nur ein langer, langer Schlaf unter Aufhebung des menschlichen Bewußtseins?

O, wenn wir doch schlafen könnten? Schlafen, schlafen, und nicht mehr denken brauchen! Ja, das ist es, was wir ersehnen in diesen Augenblicken der Todesnähe! Wir sind ja so todmüde, alle zusammen! Also, mit dem Gedanken, jetzt bis in alle Ewigkeit schlafen zu können, würden wir uns abfinden." — (So mein Tagebuch!)

Kein Wort von dem Wunsche nach ewiger Seligkeit, nach einem bequemen, köstlichen Leben im Himmel! ... Schlafen dürfen! Die müde Seele und den im Kampfe für die Heimat vollständig verausgabten Körper ruhen lassen zu dürfen, das schien uns wünschenswert.

Unter den Erschütterungen, die eine Schlacht der menschlichen Seele mitteilt, war uns ein Ahnen aufgegangen vom Unendlichen. Unser Denken unterschied sich da von den Anschauungen des Alltäglichen. Auch der lange Aufenthalt in freier Natur, zu dem einen der Krieg brachte, hatte uns das Göttliche zwar nicht erkennen, wohl aber fühlen lassen. Wir bekamen im Felde ein ahnendes Verständnis für das Religiöse, doch das, was sie daheim „den Glauben" nannten, das wich immer mehr von uns, zumindest von denen, die den Krieg im tiefsten Gemüt erlebten und die fähig waren, in sich hineinzulauschen und die Stimme des Erbgutes zu hören. Arteigenes göttliches Erleben wurde in uns geboren, wenn man es auch anderen gegenüber nicht in Worte zu fassen vermochte und wollte.

Das helle Licht der Frühlingstage und die laue Stimmung der Sommernacht beglückten uns. Aber weit stärker beeindruckte uns Krieger der Herbst. Mit seinen satten Farben, mit seinen Nebeln und Stürmen und mit seiner düsteren Mahnung an Sterben und Vergehen. Nicht minder fand der Winter mit Schnee und Eis Echo in unserem, sich mit der zunehmenden Dauer des Krieges immer mehr auf tiefen Ernst einstellenden Gemüte. Der Hauch des Nordlands hatte uns getroffen und stieß in unseren Seelen auf Gleichklang.

Namhafte Schriftsteller des Krieges haben solche Stimmungen geschildert und Herbst und Winter zum Gegenstand ernster Betrachtung gemacht. Ich möchte vor allem das Buch „Stirb und werde" des vor Hendécourt gefallenen Bernhard von der Marwitz anführen, der neben Ernst Wiechert („Jedermann") wohl das beste Kriegsbuch geschrieben hat. Der Verfasser betont da einmal, daß sich die unendliche Natur keinem so tief offenbart wie dem Frontsoldaten. Besonders der Herbst hat es auch ihm angetan. Er schildert ihn in der Sprache der Edda: „Es gilbt das Laub. Wildgänse ziehen. Nebel brauen. Nachtkälte naht. Am Sternhimmel steht groß und klar der Kriegskomet." Ein andermal schreibt er: „Hinten die

düsteren Tannen, aus denen der Dunst herauswächst, glühendes Blattwerk dazwischen von Birken und Pappeln. Nebel liegt auf den Bergen. Der schöne Herbst nimmt einen traurigen Abschied.“ ....

„Für wen das Jenseits noch auf Erden nie begonnen hat, dessen Spur ist nicht allein schon hier verloren. Auch am Ewigen wird er Anteil nicht bekommen.“

Von der Nacht, vom Tode und selbst von den Toten spricht v. d. Marwitz stets mit abgeklärter Ruhe, erinnernd an die schöne nordische Auffassung der Antike, die ja „den Tod“ im Bilde als einen ebenmäßig gewachsenen Jüngling, der eine Fackel löscht, dargestellt hat. Eine Vorstellung, die einst Schiller nordisch-dichterisch weiter verklärt hat: „Der stille Gott taucht meine Fackel nieder.“ —

Wie stark unser rassisches Erwachen war, zeigt auch unser tiefes Bedauern, das uns beschlich, wenn wir nach beendetem Kampf vor der Front zuweilen unter den Toten des Feindes schlanke, blonde, und schmalschädelige, ja sogar blauäugige Gestalten fanden. Man sah sie durchweg bei den gefallenen Briten und häufig auch unter den Leichen der Franzosen und Russen. Wir hatten damals von Rassekunde usw. noch nichts gehört, aber dennoch löste der Anblick der körperlich nordisch-gearteten Gegner bei uns regelmäßig eine gewisse Niedergeschlagenheit aus, und eine Verstimmung packte uns in der Erkenntnis, daß Menschen von gleichem Rassewert sich hier draußen zusammenschießen mußten.

Es ging uns da draußen etwas auf, das uns alles Ernste schätzen ließ; alles Laute lernten wir hassen. Wir wurden Gegner des Äußerlichen. Die Stille aber zog uns an. In unsere Herzen kam eine verhaltene, kühle, ruhige und feste Leidenschaft, die unser Handeln bestimmte. Phrasentum ist dem Romanen eigen. Unser Gemüt empfand so etwas als widerlich. Mochten die Italiener im Pathos schwelgen! Uns ekelte es an.

Als nach dem November 1918 wieder das Schreiertum Trumpf war, schwiegen wir. Aber nordischer Geist trieb uns zum Handeln. Im Rahmen der Freikorps schlugen wir schweigend den undeutschen Massen den ersten Schlag.

Der Pöbel, worunter ich keineswegs die Gassenkehrer allein will verstanden wissen, der Pöbel wurzelt (unter uns gesagt) weit um, und gibt zum Unglück — den Ton an. —

Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf Pöbel zu sein, und wenn Sonne und Mond sich wandeln und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid.

(Schiller: „Die Räuber“; Vorrede 1781)

Ein Bild vom Kriegsschauplatz 1870.

Von Helene Wagenbichler.

Es mögen jetzt 55 Jahre vergangen sein, als eines schönen Herbsttages ein Königsberger Arzt auf einem ostpreußischen Gut erschien und erklärte, einige Tage bleiben zu wollen, um in Wald und Feld der Jagd zu obliegen.

Ich vertrat damals die mit ihrem Gatten in ein Bad gereiste Hausfrau und hatte den Doktor, einen Verwandten des Gutsbesitzers, dementsprechend aufzunehmen. Eine große Freude wurde für mich die Gesellschaft des humorvollen, gescheiten Gastes, der es verstand, durch interessante Erzählungen die, Ende Oktober, schon recht lange werdenden Abende angenehm zu verkürzen.

Er hatte seinerzeit, 16 jährig und als einziges Kind seiner Eltern durchgesetzt, als Freiwilliger in den Krieg 1870/71 mitzugehen. Ich lenkte das Gespräch auf dieses Thema und meinte, es sei doch eigentümlich, daß die Teilnehmer jener großen Kämpfe eigentlich nie davon sprächen. „Sie haben Recht, ungefragt sprechen wir nicht gern davon. Man hat da auch nicht viel erlebt, womit man Damen unterhalten könnte.“ Er sah mich mit plötzlich ernst gewordenen Augen an und da er fühlte, daß mir wenig daran lag, als „Dame unterhalten“ zu werden, setzte er hinzu: „Etwas, freilich, könnte ich Ihnen erzählen.“ Ich legte erwartungvoll meine Stickerei beiseite, und nachdem er umständlich die Asche seiner Zigarre abgestrichen und ein paar kräftige Züge getan, begann er:

„Es war bei Gravelotte und Mars la Tour. Wir waren im Anmarsch früh ausgerückt und lagen nun neben der Chaussee in den Feldern und sollten warten. Solch ein Warten ist im Kriege mit das Schwerste. Man hat die Zeit, allerhand zu denken und zu sehen. Ich war ja damals noch ein junger Dachs, direkt von der Schule mit dem Freiwilligenzeugnis mitgegangen. Wie gesagt, wir lagen im Getreidefeld. Vor uns tobte die Schlacht.

Schon am Morgen war es heiß gewesen, jetzt ging es bereits gegen Mittag. Auf der Landstraße drängten sich alle Waffengattungen, die zur Kampflinie vorgingen; es überholten einander Infanterie, Artillerie, ein Kavallerieregiment preschte vorbei. Von der anderen Seite waren anfangs nur vereinzelt Verwundete vorübergetragen worden, hohe Offiziere, ein französischer General in mächtig prunkvoller, ordenbesäter Uniform. Nun wurden sie in ganzen Trupps und Zügen vorbeigeschafft. Wir lagen an einem Kreuzweg, und hier hatte sich unter einem Kruzifix ein junger katholischer Geistlicher postiert. Auf einer kleinen Anhöhe stehend, segnete er die in den Kampf ziehenden, soweit sie davon Gebrauch machen konnten, und manch Einer tat schnell einen Zug aus dem großen Abendmahlskelch, der voll guten Weines dargereicht wurde. In gleicher Weise stärkte der Geistliche auch die zurückströmenden Verwundeten, unter denen sich ein starker Prozentsatz Rothosen befand. Die Straße war weiß von dickem Staub.

In dem Strom der Menschen war eine Pause eingetreten, so daß ein



Zeichnung von H. G. Strick

Mann, der jetzt von dem Schlachtfelde her kam, ganz allein auf der Chaussee zu sehen war. Es war eine mächtige Gestalt, hoch gewachsen und breitschultrig, mit dunkelblondem Vollbart, wie ihn damals die Landwehrleute trugen. Über der Schulter trug er eine Fahne, an deren Schaft nur noch zerschossene Fetzen hingen. Er schritt inmitten der Straße aufrechten, schweren Ganges langsam daher. Als er näher kam, sahen wir mit Grauen, daß in jedem seiner Fußtapfen eine Blutlache stehenblieb.

Tief erschüttert verließ der katholische Geistliche seine erhöhte Stellung und schritt dem Daherkommenden entgegen, ihm im erhobenen Kelch die Stärkung des Weines bietend. Aber mit einer weit ausholenden, unnachahmlich majestätischen Gebärde des freien Armes schob der Verwundete ihn mitsamt seiner Labung aus dem Wege und, ohne auch nur den Kopf gewandt zu haben, geradeaus in die Ferne blickend, schritt er weiter die Straße hinab.

Dem jungen Priester waren die erhobenen Arme herabgesunken und mit weit geöffneten Augen starrte er dem Dahinschreitenden nach, bis neu heraufziehende Truppen ihn unsern Blicken entzogen.

Welch ein Mensch!"

Der Doktor ist lange, lange schon tot. Wahrscheinlich bin ich die einzige

Lebende, vor deren geistigem Auge das Bild jenes preußischen Fahnenträgers auf der Straße vor Metz noch steht, so wie er es als kaum den Knabenschuhen Entwachsener in sich aufgenommen, leuchtend in ernsten, majestätischen Farben, überflimmert vom Glanz der französischen Augustsonne jener Tage, ergreifend und Ehrfurcht gebietend zugleich.

Dieses Bild erscheint mir wertvoll genug, der Vergessenheit zu entreißen. Möchte es im Gedächtnis Späterer weiterleben, wie das des Trompeters von Vionville.

An der Front.

Von Erich Limpach.

Hier klingt kein Lied und keine Fahne weht
Dem grauen Zug auf seinem Weg voran.
Wer hier durch Schlamm und Feuer vorwärts geht,
Den rührt allein des Todes Atem an.

Hier zieht man stumm zu einem grausen Ziel,
Das fackelhell ob dunklen Hügeln loht.
Ein karger Fluch — doch sonst sagt keiner viel,
Wenn rings umher nur Stahl und Eisen droht.

Hier ist Befehl ein leeres, totes Wort,
Hier tut man schweigend seine schwere Pflicht,
Doch etwas treibt hier selbst den Schwächsten fort,
Was jeder fühlt und wovon keiner spricht.

Hier tönt kein Lied und keine Fahne rauscht,
Wenn jäh der Tod in graue Reihen springt —
Doch der, der recht in dieses Rasen lauscht,
Der weiß, daß hier der Herzschlag Deutschlands klingt.

Gedenktage des Weltkrieges.

Vor 20 Jahren: 1917.

Das ununterbrochene Trommelfeuer bei Verdun und an der Somme hatte ungeheure Verluste gekostet, da die Infanterie starr in der vordersten Linie aushalten mußte. Der Feldherr Ludendorff zog hieraus seine Folgerungen. Er schuf die sogenannte aufgelockerte Front mit beweglicher Vorfeldgliederung, als Abwehr gegen die Materialschlacht. „Ende Januar 1918 war naturgemäß noch nichts abgeschlossen. Die Neu- und Umbildungen waren noch im Gange. Das Heer begann sich nur sehr allmählich zu kräftigen. Die Truppen hatten zu stark gelitten. Die Grundsätze der neuen Vorschriften waren verstanden, indes noch nicht Gemeingut der Truppe geworden. Die Kriegsmaterialausstattung blieb auch jetzt rückständig. Die Spannung hatte sich trotz aller Mühe und rastloser Arbeit noch nicht entscheidend geändert. (Ludendorff: „Meine Kriegserinnerungen".)

Am 1.2., wurde der uneingeschränkte U-Boot-Krieg eröffnet und damit die gesamte Wehrkraft in den Kampf gegen eine starke Überlegenheit eingesetzt.

Am 5.4. Die Kriegserklärung Amerikas wird vielfach als Folge des von Deutschland eröffneten uneingeschränkten U-Boot-Krieges angesehen, dies trifft jedoch nicht zu. Dem Feldherrn war es klar, daß Amerika in jedem Falle in den Krieg eintreten würde, falls ein entscheidender deutscher Sieg in Aussicht stände.

Am 9.4. Die Frühjahrsschlacht bei Arras bildete einen schlechten Beginn des Entscheidungkampfes in diesem Jahre, sie beanspruchte in hohem Maße Reserven und Kriegsgerät.

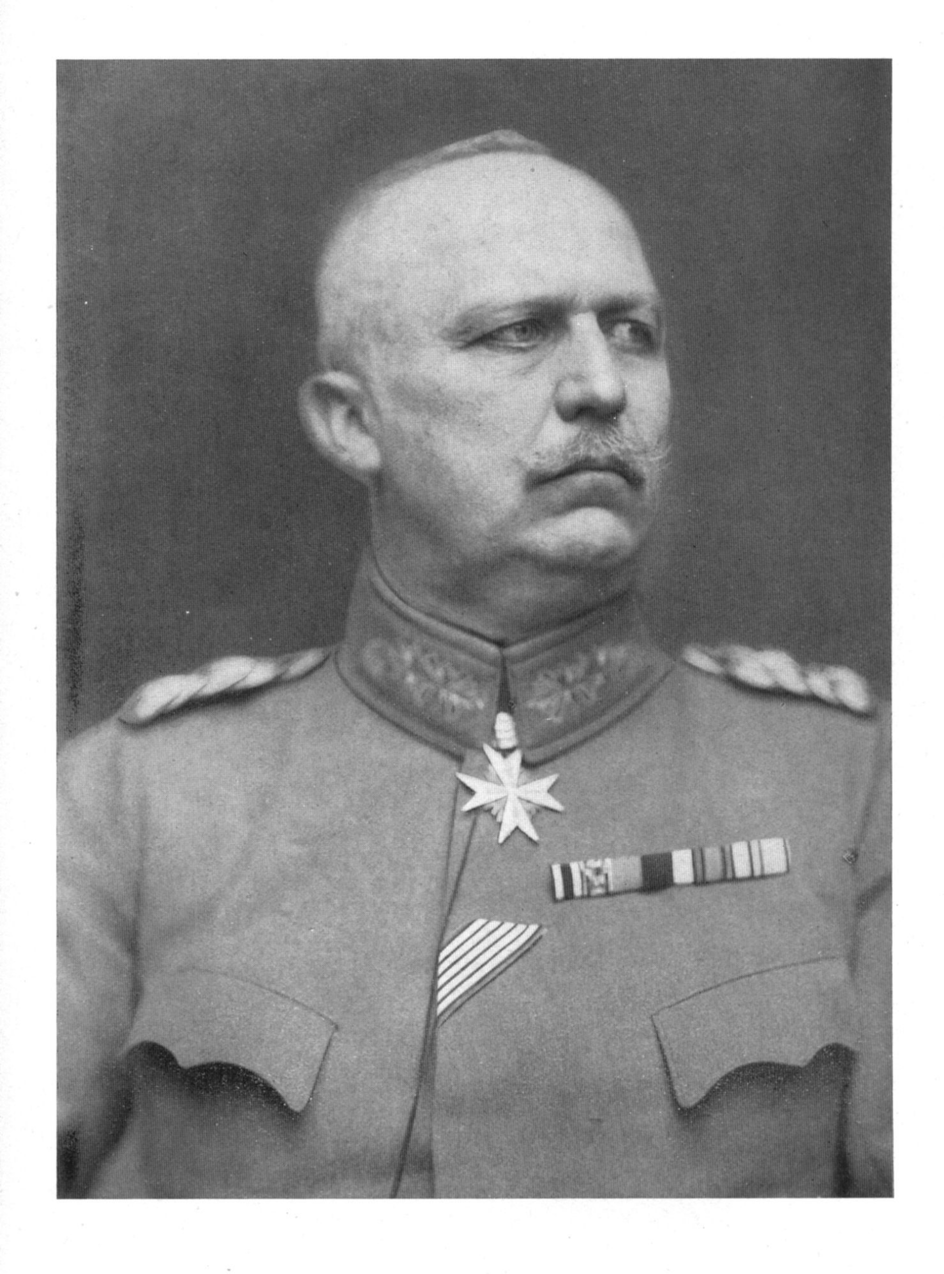
Am 16.4. Beginn der groß angelegten Angriffe an der Aisne und in der Champagne, die bis zum 7. bzw. 9.5. währten, um sich dann am 20. in der Champagne noch einmal zur vollen Stärke zu entfalten. Die französische Offensive brach ungemein blutig zusammen.

Am 2.10. begann die vierte Flandernschlacht. „Was der deutsche Soldat in der Flandernschlacht erlebt und erlitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat."

Am 24.10. der Angriff am Isonzo und der daran anschließende Durchbruch durch die Julischen Alpen in die Venetianische Tiefebene war eine der glänzendsten Taten des Weltkrieges.

Am 20.11. Beginn der Tankschlacht bei Cambrai. Tanks waren bis dahin noch nie in größere Kampfhandlungen eingesetzt worden, daher stellte ihr plötzliches Auftauchen an unsere Truppen erhöhte Anforderungen. Der Widerstand der Deutschen war jedoch so hart, daß ein nennenswerter Geländegewinn vom Gegner nicht erzielt werden konnte.

Am 22.12. Beginn der Friedensverhandlungen zu Brest-Litowsk.



Der Feldherr des Weltkrieges.



Deutsches U-Boot löst einen Kanonenschuß, um einen feindl. Dampfer zum Stoppen zu zwingen

Fliegeraufnahme des vielumkämpften flandrischen Dorfes Paschendaele, 8 km nordöstlich Ypern

Aufnahmen (2) Reichsarchiv Potsdam

Deutsche Truppen rücken im Isonzotal bei Tolmein der unaufhaltsam vorstürmenden ersten Linie nach

In der Tankschlacht bei Cambrai erbeuteter englischer Tank. Die Geschwindigkeit desselben betrug 6 km/Std.

Aufn. (2) Reichsarchiv Potsdam



Geschichtewissenschaft und Rasseerwachen.

Von Werner Preisinger.

„Sonnenwende feiern wir, — Weltenwende wollen wir, — Starke, wendet Deutsches Los!“ — In diesen wenigen Worten hat der Feldherr die große Bedeutung unserer Zeit ausgesprochen. Der Weltkrieg, jene gewaltige Erschütterung der Völker, hat im Deutschen Volke infolge der Todesnot das Erwachen der Volksseele, ihr klares, bewußtes Erleben bei Deutschen Menschen ausgelöst. Mit diesem Rasseerwachen erhielten die Wissenschaften einen kraftvollen Antrieb. Vor allem mußte die Rassenkunde die Erkenntnisse klären und sichten. Man erkannte aber zumeist fast nur die unterschiedliche körperliche Eigenart der Rassen und übersah noch in weitem Maße die seelischen Rassenunterschiede. Erst allmählich drang man auch hier mehr in die Tiefe. Doch all diese Versuche, die seelische Eigenart der Rassen und Völker festzustellen, mußten solange unzulänglich bleiben, solange die Menschenseele nicht in ihrer wundervollen Einfachheit geschaut war. Diese grundlegende Erkenntnis hat erst Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren philosophischen Werken dargelegt. Erst durch diese Erkenntnisse ist Weltenwende möglich, denn nun erst konnte die Eigenart der Rassen und Völker in seelischer Beziehung klar gesehen und die Folgerungen daraus gezogen werden. Das Rasseerwachen brachte also nicht nur die Erkenntnis der körperlichen Verschiedenheiten, sondern durch die geniale Schau dieser Deutschen Philosophin auch die Erkenntnis des Wesens und des Sinnes der seelischen Verschiedenheit der Rassen und Völker. Damit hat sich die Rassenpflege nun nicht mehr auf die körperliche, blutmäßige Reinhaltung und Rassenhygiene zu beschränken, sondern das Wissen um die Gefahren seelischer Rasseverfremdung steckt die Aufgabe viel weiter. Dieses klare Wissen fordert die Reinhaltung des Volkslebens vor artfremden seelischen Einflüssen, denn artfremde Lehren zerstören den Gleichklang in den Seelen der Volksgeschwister und gefährden aufs Heftigste die seelische Geschlossenheit des Volkes.

Daß unser Volk seit nun über tausend Jahren diese seelische Geschlossenheit durch die listreiche und leidvolle Bekehrung zum Christentum, der Lehre des Juden Jesus verloren hat, ist eine Erkenntnis, die in den letzten Jahren, nicht zuletzt dank der unermüdlichen Aufklärungarbeit des Feldherrn und seiner Gattin, in immer weitere Kreise unseres Volkes bringt. Es ist sonnenklar, daß die Erkenntnis der volks- und staatszerstörenden Wirkung artfremden Glaubens, die Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren Werken „Die Volksseele und ihre Machtgestalter“ und „Das Gottlied der Völker“ eingehend erläutert und begründet hat, die Vergangenheit unseres Volkes in ganz neuem Lichte erscheinen läßt. Damit erheben die durch das Rasseerwachen gezeitigten Erkenntnisse eine nicht zu umgehende dringende Forderung an die Wissenschaft, deren Aufgabe es ist, die Vergangenheit besonders unseres Volkes den kommenden Geschlechtern als Lebenserfahrung zu künden. Die Geschichtewissenschaft mag sich noch sträuben, diesen lauten Ruf der er-

wachten Volksseele zu hören, sie wird von dieser Weltenwende in ihren Dienst gezwungen werden, sofern sie überhaupt ein blutvolles Dasein im Leben unseres Volkes führen will. Andernfalls wird sie ihre hohe Aufgabe, dem Volke Lebenserfahrung für die Zukunft zu geben, nicht erfüllen können und abseits vom Leben des Volkes in den Studierstuben lebensfremder Professoren ein totes Bücherdasein führen.

Mit der Geschichtewissenschaft ist es in dieser Hinsicht, von kleinen Ausnahmen abgesehen, bis heute noch schlecht bestellt. Freilich, wer nur einigermaßen in den Bau hineingesehen hat, den die Historiker im letzten Jahrhundert aufführten, wird voll Verwunderung sein müssen über die gewaltigen Erkenntnisschätze, die da zusammengetragen wurden in unermüdlichem Fleiß und zäher Kleinarbeit. Andererseits wird der Historiker, der sich die Erkenntnisse über die überstaatlichen Mächte, über die Fremdlehre des Christentums, über die Volksseele und ihre Gesetze zu eigen gemacht hat, erstaunt darüber sein, daß in diesem großartigen Bau der Geschichtewissenschaft von diesen Erkenntnissen aber auch gar nichts zu finden ist. Bei aller Anerkennung des Forscherfleißes und Scharfsinnes, der soviel Tatsachenmaterial erarbeitet hat, wird er feststellen, wie wenig die Geschichtewissenschaft imstande war, aus den erarbeiteten Tatsachen Lehren für das Leben des Volkes zu ziehen. Bei allem Scharfsinn bei der Beurteilung und Bewertung der erforschten Tatsachen wird er oft eine erstaunliche Leichtgläubigkeit Fälschungen (Siehe Kammeier) gegenüber und eine geradezu bewundernswerte Flachheit und Oberflächlichkeit finden. Eine Flachheit, die darin ihre Erklärung findet, daß diese Geschichteforscher in Ermanglung einer klaren Weltanschauung nicht in der Lage waren, den durch eine genaue Forschungmethode gewonnenen Bausteinen den rechten und gebührenden Platz im Gesamtbau anzuweisen, ja daß sie oft den Wert völlig verkennend, einen wichtigen Baustein als unwichtig achtlos beiseite warfen. Da diese Forscher selbst in Fragen der Weltanschauung keine geklärten Ansichten hatten, ja da sie vielfach sogar die Anschauung pflegten, daß ein Historiker sich von philosophischem Denken unbedingt fernzuhalten habe, mußten sie wohl immer den engen Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Geschichte übersehen und blieben somit völlig blind den Erscheinungen gegenüber, die sie auf das Wirken der überstaatlichen Mächte hätte hinführen können. In dieser weltanschaulichen Unklarheit und der Ablehnung philosophischen Denkens wurde eine „exakte“ empirische Forschungmethode begründet, die nun vollends die Erkenntnis aller der Kräfte im geschichtlichen Leben unmöglich machte, die ihre Wirksamkeit nicht in Dokumenten zum Ausdruck brachten, sondern die durch artfremde, volksfeindliche Wahnlehren das Volk verseuchten und ihre Eingeweihten aus dem Glauben, also aus der Weltanschauung heraus Politik machen ließen; das waren die überstaatlichen Mächte. So konnten diese „in dreifache Nacht gehüllt“ unerkannt von den berufenen Kündern der Vergangenheit ihr völkervernichtendes Treiben führen. Ja, sie taten noch mehr. Sie entsandten ihre eigenen Vertreter in die Geschichtewissenschaft und gaben den Völkern eine Geschichteschreibung, die ihre Tätig-

keit entweder völlig tarnte oder wo das nicht möglich war, die feststehenden Tatsachen so bewertete, daß sie selbst als Feinde nicht erkannt, sondern sogar verherrlicht wurden. Auf diese Weise mußte die Geschichteschreibung nicht nur unfähig werden, dem Volke seine wahren Feinde zu zeigen, sondern im Gegenteil mußte diese Wissenschaft zur größten Täuscherin des Volkes und damit zu einer Gefahr werden, wenn diese Feinde selbst durch ihre Hörigen Geschichte schreiben ließen.

Es ergibt sich also für die Historiker unserer Zeit die dringende Notwendigkeit, für sich die Bedingungen zu erfüllen, die sie erst befähigen, dem Volke wahre Geschichteschreibung für die Zukunft zu geben. Die rein fachliche Ausbildung, die er in den historischen Seminaren erhält, genügt wahrlich nicht. Der heutige Historiker hat die Aufgabe, sich mit dem großen weltanschaulichen Ringen unserer Zeit zu beschäftigen und schließlich selbst erst einmal zu einer Weltanschauung zu kommen. Er ist in hervorragendem Maße verpflichtet, die Weltenwende, in deren Beginn wir heute stehen, durch seine wissenschaftliche Arbeit mit herbeizuführen. Es genügt dazu nicht die Umstellung auf eine neue Politische- oder Staatsauffassung allein, es genügt nicht das Aneignen einiger neuer wirtschaftlicher Begriffe, nein, all diese Fragen sind eben letzten Endes nur vom Boden einer Weltanschauung aus zu beantworten, denn nur eine Weltanschauung beantwortet die letzten Fragen des menschlichen Daseins, die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens und des Lebens der Völker. Die Lösung all dieser Fragen ist ihm gegeben in den philosophischen Werken der großen Deutschen Philosophin Frau Dr. Mathilde Ludendorff. Er muß sich deren Inhalt nur in ernstem Studium zu eigen machen, denn erst diese Erkenntnisse ermöglichen ihm die richtige Anwendung seines Fachwissens. Erst dann kann er seine Aufgabe als Deutscher Historiker erfüllen, nämlich mehr zu geben als nur eine Aufzählung geschichtlicher Tatsachen, sondern Lebenserfahrung aus der Vergangenheit des Volkes für die Zukunft abzuleiten. Die ganze Deutsche Vergangenheit muß er im Lichte dieser Deutschen Weltanschauung neu gestalten. Die Tatsachen, die die „exakte" empirische Forschungmethode erarbeitet hat, wird er sichten und nach neuer Bewertung für seine Darstellung benützen. Seine neue Blickrichtung wird ihn auf neue Tatsachen führen, er wird nicht an den äußeren Begebenheiten haften bleiben, sondern auf die eigentlichen Ursachen vorstoßen können, auf die Arbeit der überstaatlichen Mächte. So wird Deutsche Geschichteschreibung ihre hohe Aufgabe am Volke erfüllen, anders nicht! —

„Die Geschichte unseres Volkes ist von Anfang bis zur heutigen Stunde nur die Geschichte eines Kampfes auf Leben und Sterben zwischen Deutschland und Rom gewesen. Der deutsche Geist, als der der Freiheit, und der römische als der der Unterjochung, sie haben nicht Platz nebeneinander in der Welt: einer muß durch den anderen niedergekämpft, gebrochen, vernichtet werden. Heil meinem Lande, Segen über mein Volk, wenn es diesen guten, diesen besten Kampf mit deutscher Gründlichkeit zu siegreichem Ende führt!"

(Aus Johannes Scherr: „Sommertagebuch").

Bundesmysterien der ersten Christen.

Von Hans Günther Strick.

In der Propagandalehre des auserwählten Volkes, der heiligen Schrift, verheißt Jehova seinen Stammesgenossen die unbedingte Herrschaft über alle Völker dieser Erde. Arteigen lebende Völker, die sich diesem Weltherrschaftsanspruch widersetzten, konnten nicht immer offen nach dem Wort der Bibel mit Feuer und Schwert bekämpft werden (Matth. 10/34—37, Luk. 12/49—53). In „friedlicher Durchdringung" versuchte die Kirche, wie auch heute noch, mit Erfolg erwachendes Volkstum „umzuformen".

Gar mancher Deutsche „Christ" sieht entsetzt diesen „politischen" Kampf der Kirchen und ist versucht, sich im Geiste in jene Zeit zurückzuversetzen, in der, trotz Verfolgung und Marter, die ersten Christen die „reine Lehre, kraft der ihr innewohnenden Wahrheit" zum Siege führten. Diese Ansicht entspricht aber sträflich leichtsinniger Geschichteunkenntnis. Der Jude weiß es besser! Die Christen des ersten Jahrhunderts überzeugten, wie auch in den späteren Jahrhunderten, die Völker nicht durch die „Wahrheit" des Christentums, sondern untergruben in ihren raffinierten Geheimorganisationen, man möchte sagen, mit kommunistischer Gleichheitpropaganda, die durch artgemäßen Gottglauben, völkisch starken Staaten. Nach erfolgreich durchgeführter Glaubensentwurzelung konnte nunmehr die geheim wirkende „duldende" Kirche zur „streitbaren" werden, und offen nach den Weisungen der Bibel im alten und neuen Testament den Glaubenskampf mit Feuer und Schwert zu Ende führen.

In seinem Etymologisch — symbolisch — mythologischen Realwörterbuch (Stuttgart, Cast'sche Buchhandlung 1843) gibt F. Nork ein ziemlich klares Bild über den ersten Christengeheimbund, den „Orden der Agapen". Aus Geheimdokumenten, Briefen, sowie Schriften zeitgenössischer, christlicher und heidnischer Schriftsteller schöpfte der Verfasser seine Kenntnisse und folgert abschließend: „... es ist also bewiesen, daß am Ende des ersten Jahrhunderts ein geheimer Christenbund mit Körper-Organisation sich gebildet und unter dem Namen ‚Agape' bestanden habe."

Steigen wir einmal im Geiste mit jenen ersten Christen hinunter in die düsteren Höhlen der Katakomben und sehen wir also diesen Bekennern einer Religion der Nächsten- und Feindesliebe bei ihrem „heiligen Treiben" aufmerksam zu. Eben schicken sie sich an, einen bußfertigen Heiden in ihre heilige Gemeinschaft aufzunehmen und somit dem Teufel wieder eine Seele abzujagen. Schon seit einigen Monaten besuchte der Aufnahmesuchende als „außerordentlicher Zuhörer" die christlichen Geheimversammlungen und wohnte den gottesdienstlichen Handlungen bei. Da wurden prophetische Schriften vorgelesen, Opfer von Milch, Honig, Wein, Ähren, Trauben und Räucherungen dargebracht. Es wurde gemeinsam gesungen und kniend Betübungen abgehalten. Die Brüder des Bundes hatten den Neuling schon des

öfteren aufgefordert, dem Geheimbunde beizutreten. Dabei verhießen sie ihm, im Falle der Aufnahme, völlige Vergebung aller seiner Sünden, Anspruch auf Teilnahme an der Seligkeit des „Tausendjährigen Reichs", sowie Aufschluß über alles ihm noch „Unerklärliche". Die frommen Brüder reizten geschickt die Neugierde des Unwissenden, lasen ihm unverständliche Schriften vor und zeigten ihm von Weitem mystische Zeremonien. Immer wieder pries man ihm die Bundesweihe als „Schlüssel zum Himmelreich", verglich sie mit der Parole der Soldaten, durch die sich bei den „zu bevorstehenden Umwälzungen alle echten Christen erkennen sollten, um einander gegenseitig zu schonen." („Zu schonen"!! Und die Nichtchristen sollten also nicht „geschont" werden! Das ist die in die Tat umgesetzte christliche Nächstenliebe. Wir wissen ja, der „Nächste" ist der Christ. Später wurde der „Nächste" der Christ gleicher Konfession.)

Bewogen durch solche sichtbar gewaltige Vorteile, einer Mitgliedschaft beim Orden, hatte sich der Heide entschlossen, um Aufnahme zu ersuchen und in die Reihe der „Bittenden" zu treten. Durch „magische Szenerien" würdig eingeleitet, konnte nunmehr der christliche Propagandaapparat mit wirkungvoller Genauigkeit zu arbeiten beginnen. Ein himmlisches Feuerwerk wurde abgebrannt, daß dem ahnunglosen Neuling im wahrsten Sinne des Wortes „Hören und Sehen verging". Halb betäubt durch plötzliche Wechsel grellsten Lichtes und undurchdringlichster Finsternis führte man ihn zu einem „feuerspeienden Berg", setzte ihn unerwartet starker Zugluft und darauf einem ohrenzerreißenden „Trommetenschall" aus, ließ ihn endlich von fernher Rufen und Singen wohltönender Stimmen vernehmen. Man stelle sich nun einmal die Verfassung vor, in der sich unser armer Heide nach diesem himmlischen „Zauber" befunden haben muß. In der Vorstellungwelt unserer Vorfahren bedeuteten doch alle Naturereignisse, wie Blitz und Donner, Sturm und Feuer, Licht und Finsternis, die Äußerungen göttlichen Willens, denen er mit Ehrfurcht gegenüberstand. — Was mußte das für ein allmächtiger Gott sein, der im Stande war, am laufenden Band sozusagen auf Kommando, demjenigen eine kleine Probe seiner Allmacht vorzusetzen, der im Begriffe war, sich zu ihm zu bekennen! — Wie überwältigt muß unser Heide von der Tatsache gewesen sein, daß dieser Gott sich herbeiließ, durch einen solchen Überfluß an göttlichen Willensäußerungen, augenscheinlich den lebhaftesten Wunsch nach Aufnahme des Ungläubigen in den Orden zu bezeugen. Er war jetzt für die Frage reif, ob er aufgenommen werden, oder ob er zurücktreten wolle. Natürlich blieb der „Bittende" nunmehr standhaft bei seinem Wunsche, Ordensbruder zu werden. Wochenlang ließ man ihn jedoch auf die eigentliche Aufnahmezeremonie warten, er wurde eingehend geprüft und beobachtet, ein ausführliches Lebens- und Sündenbekenntnis mußte er ablegen, Proben der Sinnesänderung zeigen, die Wahrung der ausschließlichen Interessen des Christentums versprechen, ehe er der Aufnahme würdig befunden wurde. In feierlichem Akt wurde er dann zur Aufnahme vorbereitet, der „alte Mensch" mystisch und symbolisch ausgetrieben, ein „neuer

Mensch", ein „Geläuterter", ein „Novize" war bereit, in den heiligen Orden zu treten. Als Novize meldete er sich beim Priester-Aufseher zur Aufnahme und gab die Namen der Brüder-Bürgen an, nach deren Prüfung der „Aufseher" ihn dem „Führer" übergab.

Nach dieser bandwurmartigen Vorbereitung, die nötig war, um überhaupt ein „erster Christ" werden zu können, wollen wir die endliche Aufnahme des Novizen in den „ersten Grad des Lehrlings" verfolgen:

Der „Führer" (Susceptor) übernimmt vom „Aufseher" den Novizen und führt ihn in einen Raum, in welchem „in Zirkeln eingeschlossene Zirkel", „sich öffnende Tore" und „viele magische Figuren" zu sehen sind. Ein gestirnter künstlicher Himmel bildet die Decke, „unter seinen Sternen einer, der selbst Sonn und Mond überstrahlt". — Totenstille! — Plötzlich „drei mysteriöse Rufe", das ist das Stichwort für unseren Novizen, der nun seinen „ersten Eid" schwören und „Unterwerfungpunkte" unterschreiben muß. Feierlich gelobt er, nichts anderes zu glauben, als das was dem geheimen Christenbund „gut dünkt"! Noch ein Gelübde der Verschwiegenheit, noch einen „zweiten Eid" legt er ab, in dem er sich im Falle seines Ordensverrates selbst verwünscht. Getauft und gesalbt empfängt der neugebackene „Lehrling" das „Geheim-Alphabeth, Petschaft. Symbolum und Erkennungszeichen". Aus dem „rauhen Stein" (der Mensch, der die Wahrheit erkennt, doch noch nicht Ordensmitglied ist) ist nunmehr ein „brauchbarer Stein" zum „Tempelbau" geworden, der vielleicht gar einmal ein „Quader", ein Grundstein werden kann.

Wir sehen recht erstaunt, ein „Agape" sieht einem Juden und Freimaurer so ähnlich wie ein Ei dem anderen. Wie kommt das nur? Die Freimaurerei soll doch erst im 18. Jahrhundert „gegründet" worden sein? Das glauben zwar nur diejenigen, die sich den Forschungen über Judentum und Freimaurerei verschließen, aber deren gibt es noch genug. Wirklich, Nietzsche hat schon recht, wenn er sagt: „sie riechen nicht gut" nämlich die „ersten Christen", hauptsächlich die Judenchristen, die sich am „Tempel" Salomos freimaurernd betätigten! Es hieß wohl bei den ersten Christen richtiger: „Selig sind, die da ... Griff und Wort lieben und bewahren"! Aber wir gestehen es, damals war es garnicht so einfach, ein echter Christ zu sein. Heute ist das schon bedeutend einfacher: Man kennt das Glaubensbekenntnis zu ein Drittel, das Vaterunser zur Not, die Bibel garnicht und behauptet dennoch, „Christ" zu sein, ja man will sogar noch das Christentum als „Deutsch" angesehen haben!

Wir haben nun im Geist der Christ-Lehrlingsaufnahme zugeschaut und da wir voraussetzen daß sich unser Lehrling recht anstellig zeigt, so können wir ihm noch größere Erfolge versprechen, wenn er sich in dieser „fensterlosen Höhle", dem idealsten Logenraum, genügend symbol-verblöden läßt. Wie „sinnig" sind doch Hammelschurz, Kelle und Winkelmaß, Schlägel, Meißel und Zirkel, Altar, Wachslichte, Vorhänge und Priestergewänder. Und an einem „kleinen Turm" sehen wir das Christusbild, dazu die schönen Bundesfarben Schwarz-rot-gold! (Im ersten Jahrhundert, nicht 1848 oder 1918!)

Bundesmysterien der „ersten“ Freimaurer

So stellt das Brockhaus Conversationslexikon aus dem Jahre 1860 die Aufnahme eines Bruders in die Loge dar. Die Vorgänge, die auf den Stichen wiedergegeben sind, erscheinen bei längerer Betrachtung allerdings reichlich mysteriös. Wir können wohl mit Recht annehmen, daß der Urheber dieser Darstellungen durch die Loge schon mit Erfolg rosenkreuzerisch-freimaurerisch oder mit einem Wort okkult verblödet war.



Ist doch Schwarz: die „vorchristliche Zeit", Rot: der erwartete Untergang Roms durch Feuer und Schwert", Gold: Wie kann es auch anders sein, „die auserwählte Schar der im Lichte wandelnden Bundeschristen". Sicher begreift unser Lehrling dies, dann kommt er auch in den zweiten Grad, schwört die Vernichtung der Heidentempel und Altäre (wie Jehova es fordert) und wird zum Lohn mit der „Bruderkette umschlungen", bekommt einen Brudernamen, darf wieder mal „gewisse geheime Punkte" unterschreiben, erhält neue Ordensverhaltungmaßregeln und die Erlaubnis, an der Tafelloge, dem „Liebesmahl" mitzusingen und zu essen!

Nachdem nunmehr unser Lehrling auf Grund seiner „außerordentlichen Fähigkeiten" zum Bruder im zweiten Grad vorgerückt ist, haben wir keinen Grund zu zweifeln, daß er nach erfolgreicher weiterer Verblödung zu Meisterehren im dritten Grad gelangen kann. Hier in dem Meistergrad gibt es „starke Kost"; der christliche Meister bedarf nämlich dieser um die schwere Lösung des „großen Geheimnisses" besser vertragen zu können. Er darf nun ins „Allerheiligste", wo er vor die Frage gestellt wird, „was der, die Sonne selbst überstrahlende Stern, den er auf dem Lehrlingstapis gesehen, bedeute"! Er ist, — nein, geneigter Leser, du errätst es nie! — das ... Christentum! Du bist überrascht, nicht wahr — du hättest vielleicht mit Recht geraten, daß dieser Stern der jüdische Davidstern gewesen sei. Du siehst, geneigter Leser, Jehova ließ noch nicht die Gnade der Erleuchtung über dich kommen.

Unser christlicher Meister jedoch hat richtig „geraten" und so stand einer nunmehrigen Aufnahme in den Levitengrad und weiter in den Rittergrad, nichts mehr im Wege. Im Priestergrad erhält der fast völlig christliche Christ dann das Statutenbuch, von dessem „gefährlichem Inhalt" der „fürchterliche Schwur" zeugt, „welcher mit dem ersten Freimaurereide viel Ähnliches hat" (!!) — Im siebenten Grad, dem Regentengrad, kommt der Agape zum „höheren Ausschuß", er trägt (wohl auf dem Schurz?) u. a. die verschlungenen Buchstaben M J, Moses — Jesus.

Diesem christlichen „Ausschuß" dieser jüdisch-christlich-freimaurerischen Gesellschaft „erste Christen" genannt, verdankt die Welt den Rassepantsch, Glaubenskriege, Kriegshetze und Völkermorden, Kulturverfall, Rechtlosigkeit, Entsittlichung, Verelendung, Rauschgifte, Frauenverachtung, kurzum: Die jüdisch-christliche Zivilisation.

Es ist bewiesen, daß das Christentum seine Mysterien unter anderem dem Mithraskult entnahm, damit auch den Höhlen- und Katakombenkult. Nicht als „Versteck" allein wurden die Katakomben etwa gewählt, es gibt schließlich überall Orte, wo sich Verschwörer geheim treffen können. Nein, wie die Mithrasgläubigen, so feierten auch die ersten Christen ihre scheußlichen Mysterien und Orgien in lichtlosen Katakomben. Die Beschuldigungen der Römer entsprechen wohl der Tatsächlichkeit, selbst der Jude Schaul (Paulus) urteilt im gleichen Sinne über „erste Christen"? (1. Corinth. 5/5 1 und 2). Solchen moralisch verkommenen Menschen ist alles zuzutrauen. Die Ver-

brechen der Freimaurerei, der Okkult- und Jesuitenorden entspringen jüdischen Gedankengängen, jüdischem Vernichtungwillen. Der Judenchristengeheimbund „Agape“ war hier also wegweisend!

Leugneten noch die heidnischen Priester Roms ihrem mächtigen Kaiser Constantinus die Möglichkeit der Vergebung seiner Sünden, da „Mutter- und Brudermord selbst die Götter nicht zu sühnen vermögen“, so wuschen die christlichen Priester solche Sünden mit der Taufe ab, ja sie nahmen den Verbrecher sogar noch in die Reihe ihrer Heiligen auf.

Einem römischen Kardinal deutscher Nation.

Von Ernst Ruhfus.

Ihr nennt voll Haß uns Heiden
Und denkt uns so zu schmäh'n,
Weil wir das Finst're meiden
Und stolz zum Lichte geh'n.

In dumpfen Kirchenmauern
Bei Weihrauch, Kerzenschein,
Da mögt ihr zagend kauern
Bei Kreuz und Leichenschrein.

Wir wollen's euch nicht wehren,
Doch nehmen wir das Recht,
Das Göttliche zu ehren
In Freiheit deutsch und echt.

Wir wollen es nicht glauben,
Was Judas Gott gelehrt,
Und lassen uns nicht rauben
Der Ahnen Ehr und Schwert.

Wir knien nicht im Staube
Wie Knechte wimmernd hin.
Zu hell ist deutscher Glaube,
Zu gottdurchseelt der Sinn.

Woher stammt der arische Christus?

Von Hermann Rehwaldt.

Für einen Deutschen, der sich mit Okkultliteratur und Okkultquellen nicht befaßt, ist der Gedanke des „arischen Christus“ ziemlich überraschend, sozusagen unvermittelt. Er wurde zur Zeit des Rasseerwachens propagiert und gierig aufgegriffen. Der erste volkstümliche Schriftsteller völkischer Richtung ist Chamberlain, der in seinen „Grundlagen des 20. Jahrhunderts“ und an anderen Orten diesen Gedanken vertrat. Da es für einen völkisch erwachenden Deutschen — trotz aller Beweisakrobatik „berufener“[1]) Theologen — geradezu eine Ungeheuerlichkeit war, daß sein „Heiland“ und „Erlöser“ ausgerechnet der Rasse angehört haben soll, die er gerade am heftigsten bekämpfen mußte, fand diese Lehre günstige Aufnahme. Auf diese Weise hoffte man das Christentum retten zu können. Man drückte ein und sogar beide Augen zu, um aus den „Evangelien“ einen „Beweis“ für diese unbeweisbare „Tatsache“ herauszudestillieren, man ließ fünfe gerade sein und weiß schwarz heißen, um in der Lehre des Jesus von Nazareth „arische“ Bestandteile zu entdecken. Über die Unfruchtbarkeit aller dieser Versuche wurde schon viel geschrieben. Die Versuche, die unsinnige Behauptung, die Jesuslehre sei „arisch“ aufrecht zu erhalten, erinnern an die Versuche der „altpreußischen“ Freimaurer, ihr Ritual zu einem „arischen“ oder „nordischen“ zu stempeln — trotz Adoniram-Symbole und künstlicher Beschneidung.

Die Lehre vom „arischen Jesus“ ist nicht von Chamberlain erfunden worden. Sie stammt aus den Tiefen okkulter Geheimlehren, wie sie namentlich von der heute so „modernen“ Ariosophie vertreten werden. Liest man die Auslassungen von Lanz v. Liebenfels, Hans Hartmann, Karl Kern oder Albert Reichstein über den „arischen Christus“, so glaubt man eine „deutschchristliche“ Predigt vor sich zu haben. Nicht umsonst begeistert sich ein protestantischer Kirchenbeamter, der Pfarrer Karl Gerecke, über das Buch von Frenzolf Schmidt (Ariosoph): „Urtexte der Ersten Göttlichen Offenbarung“, die „Attalantische Urbibel“ folgendermaßen:

„Was ist das doch für eine wunderbare Gottesgabe; Ihr ‚Urtext der ersten göttlichen Offenbarung'! Jetzt wird der Bann gebrochen werden für unser deutsches Volk, für die Kirche Christi und das Christentum. Wieviel wunderbares Licht strahlt da auf! ... Es liest sich wie eine Andacht“, usw. usw.

Das war 1932. Mit diesem Rüstzeug, das ihnen aus der Geheimlehre der Ariosophie gereicht wurde, schritten die „Deutschen Christen“ an die Zerschlagung der evangelischen Kirche und die Erfassung der völkisch erwachenden Deutschen. Der Ariosoph Hans Hartmann gab ihnen sein „wunderbares Buch“ „Jesus der Arier — Ein Heldenleben“, Hermann Wieland „Atlantis, Edda und Bibel“, Lanz v. Liebenfels „Das Buch der Psalmen teutsch“, „Bibliomystikon“ und vieles andere mehr.

---

[1]) „Berufen“ im Sinne der Paulusworte 1. Kor. 1, 26.

„Das, was jetzt als christliche Religion bezeichnet wird, war schon den Alten offenbart und begleitete die Menschheit von ihrem Anbeginn bis Christus Fleisch ward. Seit dieser Zeit nennt man die wahre Religion, die seit Urbeginn der Menschheit war, die christliche“[2]).

Dieser Ausspruch des römisch-katholischen „Heiligen“ Augustinus bildet das Rückgrat der ariosophischen oder, wie sie sie nennen, „arioheroischen Religion“. Derselbe Gedanke — des ewigen Bestandes der Urreligion, die durch den jeweiligen „Sendboten des Himmels“ — Krischna, Buddha, Jesus usw. — ihre fortschreitende Vervollkommnung erfährt, — wird von allen Okkultrichtungen vertreten. Er wird durch die äußere und innere Verwandtschaft der „Schachtreligionen“[3]) scheinbar bestätigt, die in dem diesen Religionen eigenen Gefühl der eigenen Minderwertigkeit und Schlechtigkeit dem Göttlichen gegenüber auf einen „Erlöser“, Mittler zwischen dem erhabenen, zürnenden und strafenden Gott und der sündigen, in demütiger Gottesknechtschaft, auf Gnade hoffenden Menschheit niemals verzichten können.

Die scheinbare Abweichung der Ariosophie von den anderen Okkultlehren ist eben die „arische“ Abstammung des Jesus von Nazareth. Allerdings ist diese Abweichung eben nur scheinbar und nur aus Gründen der Taktik mit allerlei okkult-theologischen Kniffen „bewiesen“. Das völkische Erwachen der Deutschen — und für die Deutschen namentlich ist die Ariosophie auch bestimmt, wenn sie sich auch ein „Exportartikel“ nennt, — zwingt sie zu diesem Vorgehen, das den Juden Jesus von Nazareth den Deutschen „Antisemiten“ schmackhaft machen soll.

Die Wurzeln dieser Lehre lassen sich beim Studium anderer okkulter Quellen leicht nachweisen. Vergleicht man die jüngere Ariosophie mit dem weitaus älteren Rosenkreuzertum, so ergibt sich aus diesem Vergleich die geistige — vielleicht auch personelle — Vaterschaft des letzteren. Die Rosenkreuzerei bildet zweifellos den Ausgangspunkt der Ariosophie wie auch vieler anderer „völkisch“-okkulter Richtungen, wie sie z. B. durch den „Germanenorden“, die „Wälsungen“ u. a. Orden vertreten werden. Wenn man also die „esoterische“ Bedeutung der ariosophischen Lehren erkunden will, so muß man zum Rosenkreuzertum zurückgehen. Das was für einen Rosenkreuzer niederer Grade „exoterisch“, d. h. für Profane, für Laien bestimmt ist, wird für einen Ariosophen folglich zu „Esoterik“, d. h. zur Geheimlehre der „Eingeweihten“.

Die „Rosenkreuzerischen Unterrichtsbriefe“, das „exoterische“ Lehrbuch für Rosenkreuzer von Max Heindel, lehren nun über die Person des christlichen Religionstifters folgendes. Es habe in Wirklichkeit zwei getrennte Persönlichkeiten gegeben: den jüdischen Rabbi, den Essener Jesus von Nazareth und den „Sonnensohn“ Christus. Die Sonnenmenschen sind nach dieser Lehre geistige Wesen, gottähnlich, fast gottgleich, das Ergebnis eines beinahe abgeschlossenen „Entwicklungszyklus“ vergangener Erdperioden. Als gei-

---

[2]) Zitiert nach Frenzolf Schmidt, „Urtexte der ersten göttlichen Offenbarung“.
[3]) Siehe Mathilde Ludendorff, „Volksseele und ihre Machtgestalter“ und „Das Gottlied der Völker“.

stige Wesen besitzen sie nicht den sichtbaren physischen Leib und können somit nur von „Hellsehern“ erblickt werden[4]). Ab und zu, wenn der diesbezügliche „Planetengeist“ oder der Gott des betreffenden Sonnensystems es für notwendig erachtet, steigen sie sozusagen zur Erde herab, um die Menschheit auf eine höhere Entwicklungsstufe zu führen. Sie sind die „Manu“, die Führer zu neuen Zeitaltern, von denen auch theosophische „Quellen“ berichten. Nach der Ariosophie, die diesen Gedanken im Sinne der gelehrten Rassevergottung weiter ausbaut, bilden die „Sonnenmenschen“ den wesentlichen Bestandteil der „rassereinen Ariogermanen“, d. h. die geistigen Sonnenwesen „inkarnieren sich“ in den blutreinen Vertretern der „arioheroischen“ Rasse, die dadurch natürlich den Vorrang der Göttlichkeit vor allen anderen Rassen erhält.

Dasselbe nahm auch nach der Rosenkreuzerlehre der Sonnensohn Christus vor, indem er sich in dem Körper des Jesus von Nazareth nach freier Vereinbarung „inkarnierte“. Das mußte sein, weil ein geistiges Wesen nicht die bekannten Kreuzesleiden erdulden konnte, wozu ein profaner „physischer“ Menschenkörper notwendig war. Der seelische und geistige Inhalt des Jesus von Nazareth wurde inzwischen sozusagen auf Urlaub geschickt. In dem Augenblick, da der Leibestod des Gekreuzigten eintrat, verließ der Sonnensohn Christus den Leib des Toten, während die ureigenen Bestandteile des Rabbi Jeschua in ihr körperliches Behältnis zurückkehrten, der Tote lebte also weiter.

Somit war der christliche Religionstifter nach der Rosenkreuzerlehre ein Geist, der sich des Körpers eines Juden für seine Mission bediente. Aber immerhin eines Juden — nebenbei ein eigenartiger Geschmack — als ob es keine anderen, „edlen“ Völker gegeben hätte. Wie man sieht, es bedarf außer einem hohen Grade des induzierten Irreseins, des völligen Mangels an „atavistischem Nationalgefühl“, um eine solche „Lehre“ aufzunehmen. Und dies letztere regt sich in den erwachenden Deutschen ganz beträchtlich. Darum trat die äußerlich rassevergottende, im Grunde aber rasseverneinende Ariosophie auf den Plan.

Doch selbst nach der Rosenkreuzerlehre wäre der Umstand der jüdischen Abstammung des Jesus von Nazareth nicht „tragisch“. Bekanntlich lehren die Rosenkreuzer, wie übrigens auch die Theosophen usw., daß die Menschenrassen, die Hauptrassen, nicht gleichzeitig auftretende, mannigfaltige Menschengruppen darstellen, sondern nur Etappen der menschlichen Entwicklung zu Göttern oder zum mindesten zu Geistern bilden. Der heute herrschenden „arischen“ Rasse sei nun die so gut wie ausgestorbene „atlantische“ Rasse vorausgegangen. Sie wurde aus besonders geeigneten Vertretern, der ihr wiederum vorausgegangenen „lemurischen“ Rasse, gezüchtet usw. Es besteht somit Blutsverwandtschaft zwischen den „Atlantiern“ und den „Ariern“. Und diese Blutsverwandtschaft wird noch enger, wenn man hört:

„Die ursprünglichen Semiten waren die fünfte und wichtigste atlantische Rasse, denn wir finden in ihnen die ersten Keime der verbessernden Tätigkeit des Gedan-

[4]) Näheres hierüber in meiner Schrift „Die ‚kommende‘ Religion“.

kens. Darum wurde die ursprünglich semitische Rasse die ‚Keimrasse' für die 7 Rassen der gegenwärtigen arianischen Epoche"[5]).

Somit sind also die „Semiten", mithin auch die Juden, denn sie werden — zwar zu Unrecht[6]) aber allgemein — zur semitischen Rasse gerechnet, unsere Ahnen! Daraus folgt, daß besonders „gut geartete" Vertreter dieser Rasse, bzw. des jüdischen Volkes in ihrer „Entwicklung" die Stufe der arianischen" oder „arischen" Rasse erreichen können — denn die „Züchtung" einer neuen Rasse aus der bestehenden ist nach der Rosenkreuzerlehre eben „Entwicklung". Damit ist der ariosophische Schluß „berechtigt", daß der Stifter der christlichen Religion, obgleich „Semit", ein „Arier" sei.

Hier, in der okkulten Lehre von der zeitlichen Nachfolgerschaft der Menschenrassen liegt der Ursprung des Gedankens vom „arischen Christus". Im Grunde steckt also trotz aller „arioheroischen" Rassevergottung der Jude dahinter. Die einzelnen Deutschen Christen wissen natürlich nicht, aus welchen Quellen ihnen ihr „Weistum" zufließt. Gefühlsmäßig bekennen sie sich zum arischen Jesus in ihrer unterbewußten Ablehnung des Judentums. Die „unsichtbaren Väter" hinter den Kulissen des Weltgeschehens, die geistigen Inspiratoren all der zahllosen Okkultlehren und die geheimen Lenker und Leiter all der geheimen und geheimnisvollen Orden, Sekten und Bewegungen, lachen sich ins Fäustchen über den neuerlichen Reinfall der dummen Gojim.

---

5) Max Heindel, „Rosenkreuzerische Unterrichtsbriefe".

6) Die Juden sind als Produkt zielbewußter und durch den Glauben geforderter und geschützter Inzucht aus einem Mischvolk mit gleicher Religion zu einer sogenannten sekundären Rasse geworden. M. Ludendorff, „Volksseele und ihre Machtgestalter".

„Die Religionen wenden sich ja eingeständlich nicht an die Überzeugung, mit Gründen, sondern an den Glauben, mit Offenbarungen. Zu diesem letzteren ist nun aber die Fähigkeit am stärksten in der Kindheit: daher ist man, vor Allem, darauf bedacht, sich dieses zarten Alters zu bemächtigen. Hierdurch, viel mehr noch, als durch Drohungen und Berichte von Wundern, schlagen die Glaubenslehren Wurzel. Wenn nämlich dem Menschen, in früher Kindheit, gewisse Grundansichten und Lehren mit ungewohnter Feierlichkeit und mit der Miene des höchsten, bis dahin von ihm noch nie gesehenen Ernstes wiederholt vorgetragen werden, dabei die Möglichkeit eines Zweifels daran ganz übergangen, oder aber nur berührt wird, um darauf als den ersten Schritt zum ewigen Verderben hinzudeuten; da wird der Eindruck so tief ausfallen, daß, in der Regel, d. h. in fast allen Fällen, der Mensch beinahe so unfähig sein wird, an jenen Lehren, wie an seiner eigenen Existenz, zu zweifeln."

Arthur Schopenhauer aus („Parerga und Paralipomena" II. 15).

Spiritus judaicus.



Zeichnung und Gedicht von H. G. Strick

Ob es nun so, ob so es heißt,
Juda lächelt still zufrieden, sind die Trichter auch verschieden,
bleibt es doch derselbe „Geist".
Mancher wechselt diese gern,
Auswahl gibt es ja genug, bleibt es auch derselbe Trug,
ist er wenigstens „modern". —
Wenn es auch mal „arisch" heißt —
Juda lächelt still zufrieden, sind die Trichter auch verschieden,
bleibt's derselbe „Lügengeist"!

Autodafé, ein Brandmal an der Stirne Roms.

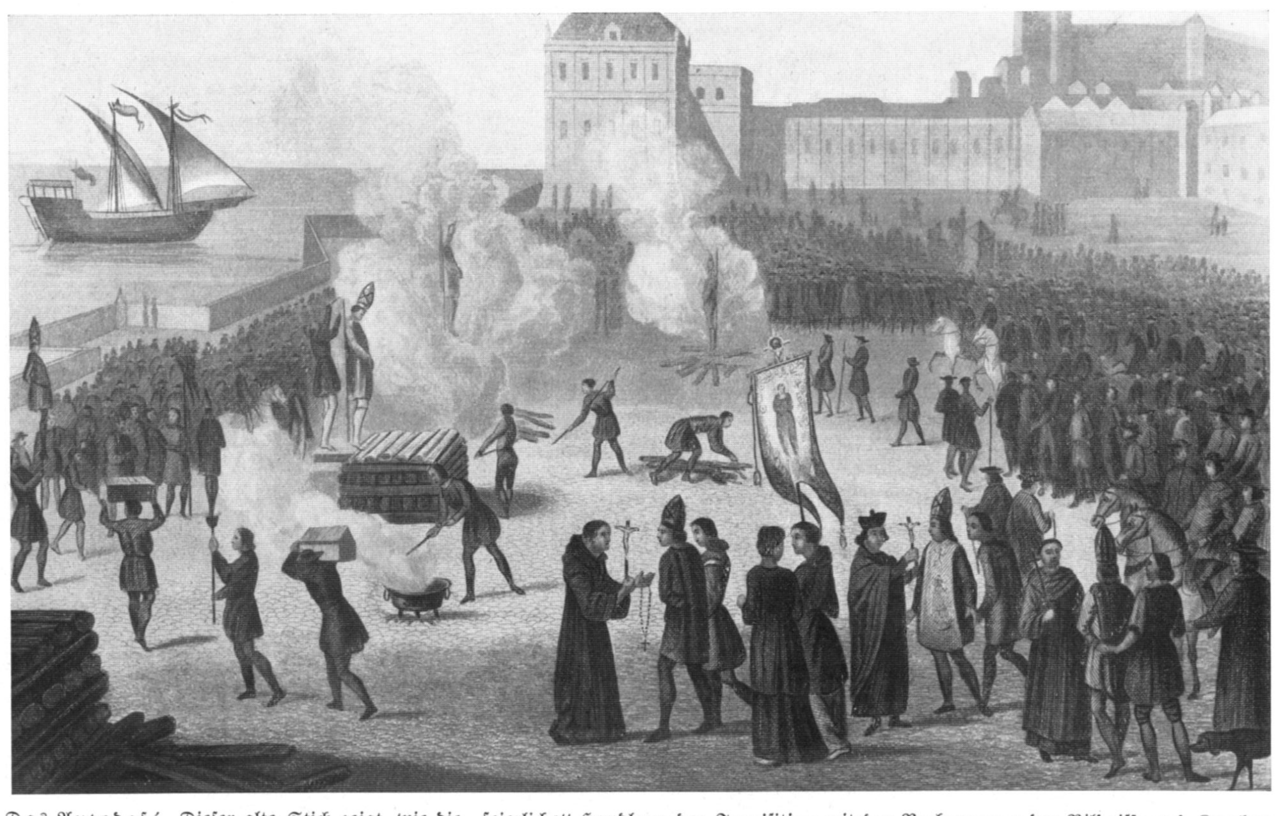
Aus einer alten Quelle mitgeteilt von Gustav G. Engelkes.

Das Autodafé, d. h. eine Glaubenshandlung, bestand in einer qualvollen Hinrichtung derjenigen, die das grausame Inquisitiongericht zum Tode bestimmte. Die Thronbesteigung eines Herrschers der spanischen Monarchie, sowie seine Vermählung, die Geburt eines Infanten und die Rückkehr eines denkwürdigen Tages wurden durch dieses grausame und unmenschliche Schauspiel verherrlicht. Alle Verurteilten, deren mehrere seit langen Jahren in den Kerkern geschmachtet, wurden dann mehr tot als lebendig herausgebracht, um bei der barbarischen Festlichkeit zu erscheinen. In dieser Absicht wartete man immer solange, bis eine genügende Anzahl solcher Unglücklicher in den Gefängnissen des „heiligen Hauses“ vorhanden waren, um durch die Menge der Opfer das Feierliche der Handlung zu erhöhen.

Einen Monat vor dem dazu angesetzten Tage begaben sich die Inquisitoren mit ihren voran wehenden blutroten Bannern zu Pferde aus ihrem Palaste auf den großen Marktplatz, um den Einwohnern anzukündigen, daß in einem Monat eine allgemeine Bestrafung der von der Inquisition verurteilten Missetäter erfolgen werde. Dann ging der Zug bei Pauken und Trompetenschall in der Stadt herum. Von dem Augenblicke an beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen, die notwendig waren, um die Zeremonie ebenso „feierlich“ wie „prachtvoll“ zu gestalten. Zu diesem Zweck wurde auf dem großen Markt ein Theater von 50 Fuß Länge erbaut, das mit dem Balkon des Königs die gleiche Höhe hatte, wenn die Stadt, wo das Autodafé gefeiert wurde, die königliche Residenz war. Am Ende und längs der ganzen Front der Bühne, rechts vom Balkon des Königs, erhob sich ein Rundtheater von 25 bis 30 Stufen für den hohen Inquisitionrat und die anderen Räte Spaniens. Über den Stufen sah man unter einem Baldachin den Stuhl des Großinquisitors, der ungleich höher postiert war als der Balkon des Königs, welcher an solchem Tage jenem den Rang über sich einräumen mußte. Links von der Bühne und dem Balkon errichtete man ein zweites Theater, wo die Verurteilten ihren Platz erhielten. Auf der Mitte des Platzes befand sich ein kleiner Bau, der hölzernen Käfigen ähnliche Gerüste trug. Die Käfige waren oben offen und in sie brachte man die Verurteilten, während ihnen das Urteil vorgelesen wurde. Vor diesen beiden Käfiggerüsten befanden sich zwei Kanzeln, eine für den, der die Urteile vorlas, die andere für den Prediger. Endlich ward neben dem Platz der Inquisitionräte ein Altar errichtet.

Der König, die königliche Familie und alle Damen vom Hofe besetzen den königlichen Balkon. Andere Tribünen waren auf gleiche Weise für die Gesandten und Großen des Hofes, sowie Schaugerüste für das Volk errichtet.

Einen Monat nach Bekanntmachung des Autodafé nahm die Zeremonie mit einem Aufzug der Kohlenbrenner, Dominikaner und Familiaren ihren



Das Autodafé. Dieser alte Stich zeigt, wie die „feierliche" Handlung der Inquisition mit der Verbrennung der Bildnisse und Knochen derjeniger beginnt, die die Schrecken und Qualen der Kerkerfolterungen nicht überstanden haben. Für die Ueberlebenden steht je ein Henker bereit, der die zum Scheiterhaufen gebrachten Verurteilten an Pfähle bindet und Feuer legt.



Anfang. Der Zug hatte sich in der Kirche gesammelt und begab sich auf den Markt. Jetzt wurde ein großes, grünes, mit schwarzem Flor umhülltes Kreuz neben dem Altar und der Standarte der Inquisition aufgepflanzt. Die Dominikaner allein blieben auf der Bühne stehen und brachten einen Teil der Nacht damit zu, Psalmen zu singen und Messen zu lesen, während die übrigen Prozessionteilnehmer sich nach Hause begaben. Um sieben Uhr des Morgens erschien der König und die Königin sowie der ganze Hof auf dem Balkon. Eine Stunde später ging der Zug aus dem Inquisitionpalast ab und begab sich unter festlichem Glockengeläute auf den Markt in folgender Ordnung:

1. Hundert Kohlenbrenner mit Piken und Musketen bewaffnet. Sie hatten das Recht, an der Prozession teilzunehmen, weil sie das zum Verbrennen der Ketzer notwendige Holz lieferten.
2. Die Dominikaner mit einem weißen Kreuz, das vor ihnen her getragen wurde.
3. Die Standarte der Inquisition, welche der Herzog von Medina Celi trug. Sie war von rotem Damast. Auf der einen Seite war das spanische Wappen, auf der anderen ein entblößter Degen, mit Lorbeeren umschlungen, gestickt.
4. Die spanischen Granden und Familiaren des Inquisitiongerichtes.
5. Alle Schlachtopfer ohne Unterschied des Geschlechts, nach den mehr oder weniger harten Strafen geordnet, zu denen sie verurteilt waren.

Diejenigen, welche man zu gelinden Strafen bestimmt hatte, gingen barfuß, entblößten Hauptes, mit einem leinenen San benito (eine Art Umhängetuch) und dem gelben Andreaskreuze auf Brust und Rücken umhängt, voran. Nach ihnen kamen die zur Geißelung, Galeere und lebenslänglicher Gefangenschaft Verurteilten. Hierauf folgten solche, die, um dem Feuertode zu entgehen, nach ihrer Verurteilung bekannt hatten, und nun „nur erdrosselt" werden sollten. Sie trugen einen gelben San benito, auf welchem schwarze Teufelsgestalten und Flammen gemalt waren. Eine Mütze von Pappe, drei Fuß hoch, die in eine Menschenfigur endigte, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen, bedeckte ihr Haupt.

Widerspenstige, auf's neue in Ketzerei Verfallene, die lebendig verbrannt werden sollten, kamen zuletzt und waren ebenso gekleidet, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Flammen auf ihren San benitos aufsteigende waren. Ein Knebel sperrte den Mund der Unglücklichen und verwehrte ihnen, ihren Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid bei den Zuschauern zu wecken und die Geheimnisse des „heiligen" Gerichts auszusagen. Jeder Verurteilte trug eine Kerze von gelbem Wachs.

Nach den lebenden Opfern brachte man die aus Pappe gefertigten Bildnisse der zum Feuer Verurteilten, welche jedoch in Folge der erlittenen Folterungen schon vor dem Autodafé gestorben waren.

Ihre Knochen wurden in Kisten vorgeführt.



Eine Verurteilte, die als gute Christin sterben wollte und deshalb vor ihrer Verbrennung die „Gnade" der Erdrosselung erfuhr.

(Autodafé, nach einem alten Stich)

Ein großer Reiterzug, der aus den Räten der Oberinquisition, den Inquisitoren und Geistlichen bestand, machte den Beschluß. Der Großinquisitor, in Violet gekleidet, folgte zuletzt, von seiner Leibwache begleitet.

Sobald der Zug auf dem Markt angekommen und jedermann Platz genommen hatte, las ein Priester die Messe bis zum Evangelium. Dann verließ der Großinquisitor seinen Sitz, bekleidete sich mit einem Chorrock und einer Bischofsmütze und näherte sich dem Balkon, auf dem der König saß, um ihn

den Eid ablegen zu lassen, durch welchen sich die Monarchen von Spanien verpflichteten, mit aller Macht das Verfahren der Inquisition zu unterstützen, die Ketzerei auszurotten und den katholischen Glauben zu beschützen. Se. kath. Majestät schwur stehend und mit entblößtem Haupte. Der nämliche Eid wurde von der ganzen Versammlung geleistet. Nunmehr bestiegt ein Dominikaner die Kanzel und hielt eine Predigt gegen die Ketzer in der er nicht mit Lobsprüchen auf die Inquisition sparte. Nunmehr konnte der Referent des hl. Offiziums mit dem Verlesen der Urteilssprüche beginnen. Jeder Verurteilte mußte sein Urteil im Käfig kniend anhören, dann durfte er wieder auf seinen Platz zurückkehren. Nach Beendigung dieser Vorlesung erhob sich der Großinqusitor von seinem Platz und erteilte den wieder in die Kirche aufgenommenen die Absolution.

Die zum Tode Verurteilten wurden auf Esel gesetzt und zum Scheiterhaufen geführt, wo für jedes Opfer ein Henker bereit stand.

Man begann mit der Verbrennung der Bildnisse und Knochen der Toten. Dann fesselte man die Verurteilten an die in der Mitte jedes Scheiterhaufens errichteten Pfähle und legte Feuer an. Die einzige Gnade, die man den Verurteilten widerfahren ließ, bestand in der Frage, ob sie als gute Christen sterben wollten? In diesem Falle erdrosselte sie der Henker, bevor er den Scheiterhaufen anzündete. Die zu ewiger Gefangenschaft, zu den Galeeren und zur Geißel Verurteilten wurden in das Gefängnis zurück gebracht, welches sie erst wieder verlassen durften, wenn die zuerkannte Strafe anzutreten war. Das waren die Zeremonien und Formalitäten, welche man Auto-da-fé — Handlungen des Glaubens — nannte. Spanien dankt ihnen den Verlust eines Drittel seiner Bevölkerung und die Schande, eine solche Barbarei mehrere Jahrhunderte hindurch geduldet zu haben.

Uns aber faßt das Grausen, denn dies alles geschah im Zeichen der Religion der Liebe.

Stewart Roß gibt uns in seinem Werk „Jehovas gesammelte Werke" wichtige Auskünfte über die Opfer der Inquisition und zeigt an Hand von erwiesenen Zahlenangaben das furchtbare Menschenmorden der Romkirche in Spanien. Vom Inquisitionstribunal wurden in Spanien verurteilt und hingerichtet.

Durch Torquemada	
1. Lebendig verbrannt	10220
2. In Effigie verbrannt	6840
3. Zu anderen Strafen verdammt .	97371

Durch Diego Deza	
1. Lebendig verbrannt	2592
2. In Effigie verbrannt	829
3. Zu anderen Strafen verdammt .	32952

Durch Kardinal Jiminez de Cisneros	
1. Lebendig verbrannt	3564
2. In Effigie verbrannt	2232
3. Zu anderen Strafen verdammt .	48059

Durch Adrian de Florencia	
1. Lebendig verbrannt	1620
2. In Effigie verbrannt	560
3. Zu anderen Strafen verdammt .	21835

Die Zeitschrift „La Bandera Catholica" (das katholische Banner) vom 29. 7. 1883 gibt uns über die Tätigkeit der Inquisition folgende interessante Zahlen.

Gesamtsumme der Männer und Frauen, welche unter der Herrschaft von 45 General-Inquisitoren lebendig verbrannt wurden	35534
Gesamtzahl derer, die „in Effigie" verbrannt wurden	18637
Gesamtzahl derer die zu anderen Strafen verurteilt wurden	393533
Gesamtzahl überhaupt	447704

Verratener oder Verräter?

Eine geschichtliche Betrachtung von Walter Löhde.

Politische Morde sind eine so häufige Erscheinung in der Geschichte, daß man ihre Tatsächlichkeit nicht erst zu erweisen braucht. Zu erweisen ist nur, wer die Täter bzw. die geistigen Urheber eines solchen Mordes waren. Seitdem der Feldherr Erich Ludendorff, gestützt auf seine ernsten Erfahrungen im Weltkriege 1914/18, die überstaatlichen, d. h. die Politik zielstrebig, mit bestimmten Mitteln beeinflussenden und leitenden internationalen Mächte, — Romkirche, Freimaurerei und Weltjudentum, — gezeigt hat, sind wir in der Lage, die Bedeutung der politischen Morde und ihre Hintergründe leichter zu erkennen. Einer der berühmtesten politischen Morde ist die Ermordung Wallensteins. Aber wenn die eigentliche Tat in diesem Falle nicht geleugnet werden kann und auch nicht geleugnet wird, so sind gerade deswegen die Spuren der überstaatlichen Urheber, — in diesem Falle der Jesuiten, — desto sorgfältiger getilgt. Daher ist kaum eine Angelegenheit so lange verschleiert und rätselhaft geblieben, wie jene Vorgänge, die zu jenem Mord zu Eger führten. Es gibt auch kaum eine Gestalt in der neueren Deutschen Geschichte, die so widerspruchsvoll, so uneinheitlich dargestellt wurde, wie diejenige Wallensteins. Mit keiner geschichtlichen Persönlichkeit sind die katholischen Hofräte und die evangelischen Kirchenräte derartig umgesprungen, wie mit ihm. Diese Herren, welche sich nun einmal nicht zu einem Standpunkt Deutscher Geschichtebetrachtung, Deutscher Geschichtewertung aufschwingen können und alles aus dem muffigen Winkel eines christlich-konfessionellen Konventikels betrachten, haben durch ihre Schilderungen erst recht Verwirrungen in die Angelegenheit hineingetragen. Da außerdem der Kaiser Ferdinand II. selbst in diese Sache verwickelt ist, obgleich er eigentlich nur das Werkzeug der Jesuiten war, vermied es eine lakaienhafte Hofgeschichteschreibung lange, mit Rücksicht auf das Haus Habsburg, diese Angelegenheit den Tatsachen entsprechend, aufzurollen. Es ist daher nichts so zutreffend wie Schillers Wort über Wallenstein aus dem Prolog zu seiner gewaltigen Wallenstein-Dichtung: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte".

Diese hofrätliche Geschichteschreibung — von der jesuitischen Geschichtefälschung ganz zu schweigen — hat es denn auch fertig gebracht, den sog. Verrat Wallensteins an dem Kaiser als eine vollendete Tatsache hinzustellen, um damit eine Entlastung des Kaisers und seiner jesuitischen Ratgeber zu konstruieren. Es ist in Verbindung mit diesem Verrat weiter behauptet worden, der Feldherr habe sich zum König von Böhmen machen wollen. Für diese letzte Behauptung ist jedoch bis heute trotz eingehender Forschung noch kein stichhaltiger Nachweis erbracht. Zur Begründung des „Verrates" wurde lediglich ausgeführt, daß Wallenstein mit den Schweden und Sachsen, also den derzeitigen Feinden, verhandelt habe. Dies trifft nun allerdings zu. Aber

es handelte sich dabei nicht etwa um einen „Verrat“, sondern es handelte sich darum, dem verheerenden, in Deutschland tobenden Bürgerkrieg, in welchen auch ausländische Mächte eingriffen, ein Ende zu machen. Wallenstein hatte sehr richtig erkannt, daß dieser Krieg rein militärisch nicht zu beenden und zu gewinnen war, wie er ja auch nicht militärisch beendet worden ist, sondern erst infolge der fast völligen Verwüstung Deutschlands und der Erschöpfung des Volkes aufhörte. Der von Wallenstein angestrebte Friede fand aber seine heftigen Gegner in den Urhebern des Krieges, in den Jesuiten. Der Jesuitenorden brauchte diesen Krieg nicht nur um das Werk der Rekatholisierung Deutschlands zu fördern, sondern auch, um für sich selbst Einfluß und Reichtum zu gewinnen. Die im Restitutionsedikt[1]) zurückgegebenen Kirchengüter und Besitzungen rissen die Jesuiten zum größten Teil an sich und seit dem 30 jährigen Kriege beobachten wir infolgedessen eine ungeheure Ausdehnung ihres Einflusses.

Als der erste Teil des Krieges durch Wallensteins Siege für den Kaiser erfolgreich beendet war, erwuchs den Jesuiten in Wallenstein der heftigste Gegner. Wallenstein hatte diesen Krieg in dem Bestreben, eine unabhängige, einheitliche kaiserliche Reichsgewalt zu schaffen, geführt. Besonders wollte er auch den überall wirkenden Einfluß der Geistlichkeit beseitigen. Der Jesuitenorden hatte dagegen lediglich die Rekatholisierung und seine politischen, Deutschland abträglichen Ziele im Auge. Auf dem Regensburger Fürstentage stießen diese entgegengesetzten Bestrebungen zusammen[2]). Nach der Niederlage Christians IV. von Dänemark konnte man daran denken, den allgemeinen Frieden innerhalb Deutschlands wieder herzustellen. Die Verkündigung des von Wallenstein heftig bekämpften, von den Jesuiten ausgearbeiteten Restitutionsediktes machte jedoch diesen berechtigten Hoffnungen ein Ende. Der Friede lag Wallenstein nicht nur aus innen-, sondern auch aus außenpolitischen Gründen am Herzen. Er wollte nämlich die Armee zur Bekämpfung Frankreichs und für Italien freibekommen. Leopold von Ranke sagte sehr richtig:

„... niemals fürwahr wäre eine Versöhnung aller Deutschen Interessen, eine Vereinigung nicht allein, sondern doppelte Anstrengung aller Kräfte notwendig gewesen, als in diesem Augenblick“.

Aber was begriff der völlig unfähige Ferdinand II., ein Habsburger von „echtem Schrot und Korn“ d. h. ein Sklave der Kirche und der Jesuiten, von Deutschen Angelegenheiten! Er hatte vor lauter Prozessionen, Messen und Beichten auch keine Zeit, sich darum zu kümmern. Als einer der unverschämtesten aller Jesuiten, der Pater Weingartner, ihm mit der Strafe Gottes drohte, setzte der Kaiser das Restitutionsedikt in Kraft, ließ seinen Feldherrn fallen und sprach die geforderte Absetzung aus. Der Jesuitenzögling und

---

[1]) Der Grundsatz des Ediktes war: Die Wohltat des Religionfriedens genießen dem Rechte nach und die Katholiken. Londorp: Acta publ. III. S. 1048 ff.

[2]) W. äußerte, er werde die unter seinem Kommando stehende Armee nie zur Unterdrückung der Religionfreiheit gebrauchen lassen. Er frage nichts danach, was Pater Lamormaini und andere für Meinungen hätten.

-söldling Tilly, der Zerstörer Magdeburgs, wurde zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt und der Krieg, der vor dem Regensburger Fürstentage als abgeschlossen gelten konnte, sollte in Deutschland weiterrasen.

Wallenstein zog sich ins Privatleben zurück und hatte begreiflicherweise weder Vertrauen noch Achtung vor dem Kaiser, der, wie er sich ausdrückte, „mehr auf der Pfaffen Geschwätz, als auf die Konversation seiner kaiserlichen Reputation achtete“. Das Eingreifen Gustav Adolphs brachten den Kaiser in eine äußerst schwierige Lage. Hatte die jesuitische Partei nach dem Sturze Wallensteins gejubelt, so wurde man nach Tillys Niederlagen bei Breitenfeld und am Lech recht kleinlaut. Besonders erschwert wurde die Lage infolge des Konfliktes zwischen dem Papst und dem Jesuitengeneral wegen der Übertragung der ehemals anderen Orden gehörenden, durch das Restitutionsedikt zurückgegebenen, Kirchengüter an die Jesuiten[3]). So kam es denn auch, — von französischem Interesse ganz abgesehen — daß Gustav Adolph den Krieg mit dem ihm von dem Kardinal Richelieu zur Verfügung gestellten römischen Gelde führte. Der Schwedenkönig verpflichtete sich dagegen in den eroberten Orten die Ausübung der katholischen Religion zu verbürgen[4]). Habsburgische und jesuitische Interessen waren jetzt in gleicher Weise bedroht. Um das nahende Unheil abzuwenden, trat man wieder an Wallenstein heran, um ihn zu bewegen, abermals ein Heer aufzustellen und die Führung desselben zu übernehmen. Der Herzog von Friedland hatte jedoch seine trüben Erfahrungen gemacht. Er wußte, daß der Kaiser völlig unzuverlässig war und daß die Jesuiten in Wien regierten. Wie bekannt dies war, zeigt z. B. der Brief des Grafen Thurn an Gustav Adolph vom 17. September 1632 in dem es heißt, daß man wohl mit Wallenstein verhandeln könnte, aber

„daß die Traktate des Hauses Österreich wegen des jesuitischen Rats auf einen schlüpfrigen Grund und böses Fundament pflegen gesetzt zu werden“[5]).

Bezeichnend ist auch die „Relation“ des Generalwachtmeisters Bubna vom Mai 1633, in der es über eine Verhandlung mit Wallenstein wörtlich heißt:

„... darauf sagt Ihr firstl. Gnad“. (Wallenstein) „seindt wir nicht ertzlappen, das wir einander die Köpfe zerschmeißen umb anderer willen, da wir uns doch gewinschten frieden, in deme wir die armeen in unser macht haben, machen khoenten. Ich geandtwortet: wen auf ihrer adversari seiten allen wie ihrer firstl. Gnaden zu trauen were, so könte man leichtlich dazu gelangen, Ihr firstl. Gnaden aber waren den todt auch undterworfen. Die löbl. kron Schweden, also auch wir, wollen vom keiser nichts wissen noch heren. Dann wann auch gleich derselbe das was er verheist halten wolte, so were er doch von seinen pfafen also und dermasen eingenommen, daß er nach ihren willen leben und tun miste, was sie wollen ...“

---

[3]) Die Benediktiner schrieben z. B. im Jahre 1630 eine Versammlung ihres Ordens nach Regensburg aus, um ein allgemeines Deutsches Haupt zu wählen, das ihre Rechte in Rom wie in Wien vertreten sollte. „Sie stießen jedoch auf unüberwindliche Hindernisse“ (Gfrörer: Gust. Adolph u. s. Zt.).

[4]) Londorp: Acta publica IV. S. 129.

[5]) Orig. i. schwed. Reichsarchiv S. „Aktenst. a. d. schwed. Reichsarchiv z. Stockholm“ von Hildebrand, Frankfurt, 1885.

Die Ermordung Wallensteins

Aus dem alten Geschichtswerk „Theatrum Europaeum"



Ein weiteres typisches Gespräch findet sich bei Hallwich „Wallensteins Ende" II. Band. Es stammt aus einem Bericht über eine Vorbesprechung zu den Friedensunterhandlungen. Der brandenburgische Abgesandte, Oberst Burgsdorff, wandte ein, daß man sich auf die Katholiken nicht verlassen könnte. Wallenstein fragte, ob dieser Einwurf in Bezug auf die Katholiken überhaupt gelten solle. Darauf sagte Burgsdorff:

„das nicht, aber bei den Jesuiten kam die Lehre auf, daß den Ketzern nicht Versprechungen gehalten werden dürften". Wallenstein erwiderte: „Weiß der Herr nicht, daß ich den Jesuiten so gram bin, ich will sie alle aus dem Reiche jagen. Und will der Kaiser nicht Frieden machen, so will ich ihn wohl dazu bewegen. Will der Herzog von Bayern keinen Frieden machen, so will ich ihn selbst bekriegen."

Dieses möge genügen, Man sieht, es drehte sich stets um die Jesuitenfrage und es war bereits so weit gekommen, daß man dem Worte des Deutschen Kaisers nicht mehr trauen konnte. Jedermann wußte, daß ihn die Jesuiten völlig beherrschten und man hatte leider recht. Unter solchen Umständen war es Wallenstein nicht zu verargen, daß er sich zunächst einmal weigerte, überhaupt ein Kommando zu übernehmen. Wir wollen aus ihm nicht etwa einen vollkommenen Menschen machen und ruhig zugeben, daß er den Gang der Ereignisse mit einer gewissen Schadenfreude beobachtete. Die von ihm verfolgte Friedenspolitik, welche s. Zt. in Regensburg von den Jesuiten durchkreuzt war, hatte sich als richtig erwiesen. Man wußte in Wien auch sehr genau, wie er über die Regentschaft der Pfaffen dachte. Die Instruktion des Kaisers an den Fürsten Eggenberg vom 10. Dezember 1631, der den Herzog bewegen sollte, das Kommando zu übernehmen, ist sehr aufschlußreich. Es heißt dort:

„Zum Fall und da es Sach wäre, daß des Herzogs v. M. Lbd." (Wallenstein) „was sollte movieren in denen sorglichen Gedanken zu stehen, durch den Beichtvater oder andere Geistliche bei Uns aus ihren ungleichen und übel fundierten Maximis angeben oder traversiert und consequenter dadurch in denen actionibus gehindert oder aufgehalten zu werden, mögen sie deswegen assecuriert und versichert werden, daß der Beichtvater und andere sich hinfüran dessen gänzlich enthalten, und Wir eben sowohl auch keineswegs verstatten werden, daß sie am wenigsten werden auch von anderen in ihrem Dienst und anderen Sachen sollen weder angeben noch sonsten traversiert werden"[6]).

Die Befürchtungen Wallensteins, daß die jesuitischen Beichtväter wieder in die Kriegführung und Politik eingriffen, waren nur zu berechtigt. Wenn der Kaiser auch zusagte, dies nicht zu dulden, so war erfahrunggemäß anzunehmen, daß diese Zusagen nicht gehalten würden. Aus diesen Gründen kam jener berühmte Vertrag zwischen Wallenstein und dem Kaiser zustande und dieser Vertrag enthält die Kernfrage bei dem sog. „Verrat". Die Sache mit diesem Vertrag ist nun recht merkwürdig. Wir kennen den Wortlaut des Vertrages nur aus Büchern und sog. „Abschriften" und zwar ist er

---

[6]) Vergl. Schebek: „Die Lösung der Wallensteinfrage" S. 107, und Dudik: „Wallenstein" S. 174.

von dem Geschichteschreiber Ferdinands II., Franz Christoph Khevenhiller, in dessen „**Annales Ferdinandei**" gebracht. Man hat diesen Wortlaut im 17. und 18. Jahrhundert unbedenklich für richtig gehalten und immer wieder übernommen, bis Ranke diesen Glauben endgültig erschüttert hat. Schebek sagt deshalb bereits, daß hier „eine Fälschung oder doch einer Fälschung gleichkommende Entstellung" vorliegen müsse. Daß die in der Zeit des Abschlusses gedruckten Texte nicht den tatsächlichen Wortlaut wiedergeben, ist nicht weiter verwunderlich. Man wird diesen wichtigen Vertrag nicht zum Druck herausgegeben haben und somit ist — von anderen Gründen abgesehen — auch der in dem 1633 erschienenen Geschichtewerk „**Theatrum europaeum**" abgedruckte Vertrag nicht richtig. Beachtlicher ist bereits der im bayerischen Staatsarchiv befindliche, von Aretin veröffentlichte, schriftliche Vertrag. Weitere geschriebene Texte sind der in der Münchener Staatsbibliothek und der im erzbischöflichen Archiv zu Prag. Es gibt nach Wolfgang Michael[7]), elf Deutsche und drei italienische Texte. Alle diese Texte stimmen aber nicht miteinander überein und sind daher nicht nur verdächtig, sondern sie können unmöglich echt sein, weil sie die wichtigsten Befugnisse nicht enthalten, die Wallenstein nach den Berichten maßgebender Persönlichkeiten am Kaiserhofe gehabt hat. Sie sind eben alle falsch! Die wichtigste Frage ist zweifellos für uns, ob Wallenstein das Recht hatte, selbständig über Krieg und Frieden zu entscheiden und zu verhandeln. Ranke bejaht dies ohne weiteres. Aus den vorhandenen Vertragstexten geht dies aber keineswegs hervor. Doch wir haben Zeugen dafür.

Der englische Gesandte in Wien, Anstruther, berichtet am 8. April 1632 an seine Regierung:

„Er" (Wallenstein) „hat die absolute Gewalt zum Kriegführen und Verhandeln". (Record office, London).

Der spanische Gesandte Onate schreibt im November 1633 an seinen Hof, Wallenstein sei der Oberbefehl über die Armee gegeben

„... mit der vollen, absoluten und unabhängigen Gewalt, über Krieg und Frieden zu entscheiden"[8]).

Der päpstliche Nuntius Rocci meldet dem Papste am 8. 5. 1632 aus Wien:

„... Unter anderen Dingen ist ihm" (Wallenstein) „die Befugnis verliehen worden, zu verhandeln und Frieden zu schließen mit welchen unter den Feinden des Hauses Österreichs es ihm belieben wird, zugleich mit dem Versprechen, daß seine Majestät alles ratifizieren muß, was seine Hoheit abschließt und ähnlich (die Befugnis) mit Krieg zu überziehen oder mit Truppen zu unterstützen, wen er, der Herzog von Friedland, will, sodaß er an Rechten wie an Waffenmacht größer sein wird, als der Kaiser"[9]).

Der Nuntius hat seinen Bericht nicht sofort nach der ersten Besprechung gemacht, sondern erst nach dem Abschluß des Vertrages und nachdem er ent-

---

7) „Wallensteins Vertrag mit dem Kaiser: J. 1632". Hist. Zeitschr. Bd. 88 N. F. Bd. LII.
8) Text bei Michael und Gindely.
9) Original im Vatikanischen Archiv, Uebersetzung bei Michael.

sprechende Einzelheiten erfahren hatte. Er hatte sich besonders gut über diese Angelegenheit unterrichtet, da der Papst politisch interessiert war. Nach diesen Zeugnissen können wir also mit Sicherheit behaupten: **Wallenstein hatte alle Vollmachten, jene Verhandlungen zu führen**, die er einleitete, um zum Frieden zu kommen. Der Kaiser hat in jenem Vertrag alle seine diesbezüglichen Rechte auf den Herzog von Friedland übertragen und auch zunächst in diesem Sinne gehandelt, indem alle Gesandten an Wallenstein gewiesen wurden. Deswegen fällt aber jeder Schein eines Rechtes, den Herzog ermorden zu lassen, fort! Die Friedensverhandlungen, welche Wallenstein einleitete, konnten deshalb nach seinem Vertrage auch **niemals** einen **Verrat** darstellen! **Er war dazu vom Kaiser bevollmächtigt.** Umsomehr als der Fürst Eggenberg s. Zt. unter dem Druck der schwedischen Siege ihm selbst gesagt hatte „daß Ihre kaiserliche Majestät zu einem allgemeinen Frieden ganz wol inclinieret" und sogar die Aufhebung des Restitutionsediktes in Aussicht gestellt hatte. Da dieser Frieden der jesuitischen Partei jedoch nicht paßte, wurde die Armee — wie auch die Nachwelt — durch falsche Darstellungen über Wallensteins Absichten getäuscht und die Truppen durch die Offiziere allmählich und heimlich gegen ihn aufgehetzt. Hier beginnt der ungeheuerliche Vertrags- und Wortbruch des Kaisers. Als der Feldherr dann sah, daß die Regimenter infolge erlogener Darstellungen von ihm abfielen, ergab sich für ihn die Notwendigkeit, Sicherheitmaßregeln für seine Person zu treffen und diese bestanden eben darin, daß er sich mit dem kleinen Rest treugebliebener Truppen den Alliierten (Schweden, Sachsen usw.) anzuschließen versuchte. Der beabsichtigte Anschluß Wallensteins an die Alliierten, den man als „Verrat" gebrandmarkt hat, war somit ein Akt der Selbsterhaltung und die Folge der scheiternden, von den Jesuiten zum zweiten Male sabotierten Friedensverhandlungen und dem Vertragsbruch des Kaisers. Die letzten Versuche, sich mit Hilfe der Armee zu behaupten und den Frieden zu erreichen, waren die berühmten Offiziersversammlungen zu Pilsen am 26. November 1633 und 11. Januar 1634, wo sich der Feldherr klipp und klar aussprach, zum Frieden kommen zu müssen. Er erklärte: „man **muß** Friedt machen, sonsten werde alles unserseits verloren sein"[10]) und er hat recht behalten! Sehr richtig schreibt Srbik:

„War es nicht auch eine sittliche und nationale Tat, auf einen ehrenvollen Frieden hinzuwirken und war es nicht ein Beweis reifsten staatsmännischen Sinnes, daß der ruhmgekrönte Feldherr vor dem zwecklosen Glanze weiterer etwaiger Siege warnte?"[11])

Zweifellos! Aber die Jesuiten wollten es eben anders!

Von einem so ungeheuer wichtigen Vertrage mußten beide Vertragschließenden zweifellos die Texte besitzen. Bei den Unterhandlungen mußte Wallenstein nach den diplomatischen Gepflogenheiten unbedingt diese Beglaubigung seiner Vollmacht vorlegen können. Der sächsische Generalleutnant

---

[10]) Bericht des Grafen Trautmannstorf an Ferdinand II. vom 16. 12. 1633. Original: Staatsarchiv, Wien.

[11]) Srbik: „Wallensteins Ende". Wien 1920.

v. Arnim hat diesen Vertrag auch gesehen. Er schreibt im Jahre 1640 an den Kurfürsten von Sachsen wegen der Friedensverhandlungen:

„... weil er“ (Wallenstein) „mir die kaiserliche Vollmacht denselben“ (den Frieden) „zu handeln und schließen gezeigt und von Wort zu Wort verlesen lassen“[12]).

Der Vertrag ist somit vorhanden gewesen, aber die vorhandenen Texte sind wissentlich oder unwissentlich gefälscht! Bereits die Wallensteinforscher Michael und Schweizer haben erwogen, ob der Vertrag nach der Ermordung des Feldherrn vernichtet sein könnte. Zweifellos! Wallensteins Kanzlei ist nach der Bluttat von Eger sofort beschlagnahmt worden und es ist verständlich, daß dieses wichtige Dokument, welches den Kaiser so ungeheuer bloßstellte, sofort gesucht und aus der Welt geschafft worden ist. Außerdem wurde Wallensteins Kanzler verhaftet und durch Slavata in ein Jesuitenkloster nach Wien gebracht, wo er sehr lange verblieb und durch Eide auf das Sakrament zum Schweigen verpflichtet wurde. Dieser Slavata, einer der grimmigsten Feinde Wallensteins, war im Jahre 1628 Oberſthofkanzler geworden. Er hatte also jederzeit die Möglichkeit, aus der Hofkanzlei Dokumente zu entfernen und falsche an die Stelle zu legen. Da er, nach Schebek außerdem ein Meister des Ränkespiels war, der zur Bekräftigung bewußter Lügen Gott als Zeugen anrief, da seine besonderen Charaktereigenschaften, Verstellung, Verschmitztheit, Heuchelei und Verleumdung waren, ist ihm diese Fälschung bzw. die Beseitigung des Vertrages sehr wohl zuzutrauen. Slavata stand ferner im regen Briefwechsel mit dem Jesuitengeneral und wollte noch im Jahre 1643 in den Orden eintreten. Mit der Begründung, im Staatsdienst nötig zu sein, wurde sein Gesuch abgelehnt, aber er starb im Wiener Profeßhause der Jesuiten und wurde im Ordenskleid, in einer Jesuitenkirche begraben. Slavata war also ein Jesuit ohne Robe und damit ist seine Tätigkeit und seine Feindschaft gegen Wallenstein und — sein Charakter erklärt. Er hat sich denn auch gemeinsam mit dem Jesuitenpater Weingartner bei der Abfassung anonymer Hetzschriften gegen Wallenstein hervorgetan. In seiner Schrift „**Votum cujusdam secreti consiliarii imperatoris**“ wirft er dem Feldherrn Feindseligkeit gegen die Jesuiten, Begünstigung der Protestanten im Heere und seine Friedensabsichten vor. Damit hatte er allerdings recht. Hatte Wallenstein bereits früher geschrieben: „ich will ihre“ (der Jesuiten) „Anmaßungen nicht mit dem weltlichen Arm verteidigen“, so schreibt der schwedische Kanzler Oxenstierna am 2./12. September 1633 an Bernhard v. Weimar über die Zusammenkunft mit Arnim in Gelnhausen sehr bezeichnend: Wallenstein habe u. A. erinnert „daß man die Jesuiten aus dem Lande bandasieren sollte“. Damit trat er im Jahre 1633 auf den Boden der Deutschen Forderungen, die Gustav Adoph in der Beantwortung der von dem Kurfürsten v. Mainz gemachten Friedensvorschläge als Punkt 7 nannte:

„Die Jesuiten sind als Störer des allgemeinen Friedens, als Urheber der gegenwärtigen Unruhen für immer aus dem Reiche verbannt“.

Eine Forderung, die auch mit derselben Begründung bei Ausbruch des

---

[12]) Schebek: „Die Lösung der Wallensteinfrage“.

30 jährigen Krieges von den Böhmen aufgestellt war. Eine Maßregel, welche Bismarck 240 Jahre später endlich durchführte und die in ihren letzten Bestimmungen während des Krieges 1914/18 wieder aufgehoben wurde. Wallensteins Bestrebungen nach einer einheitlichen Reichsführung, einer starken Reichsgewalt, einer Beschränkung der Reichsfürsten, enthalten überhaupt viele Gedanken, welche erst Bismarck verwirklicht hat.

Den Grund der heimtückischen unterirdischen Wühlarbeit der Jesuiten hat Schiller bereits richtig erkannt. Er schrieb über Wallenstein:

„Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurteile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah".

Mit erstaunlichem Scharfblick hat Schiller die Kernfrage erkannt. Wenn er aber auf Grund des ihm zur Verfügung stehenden mangelhaften Quellenmaterials doch noch glaubte, daß das Streben Wallensteins nach der Böhmischen Krone sich auf „wahrscheinliche Vermutungen" gründet, so ist dies ein Irrtum. Dieses Märchen haben die Jesuiten aufgebracht. Der modenensische Gesandte Graf Testi berichtet seiner Regierung am 12. 1. 1633:

„Ich hörte — und das macht mich tief erstaunen, daß der Papst durch einen Jesuitenpater den Herzog von Friedland ermuntert habe, sich mit Frankreich zu verbünden und gegen den Kaiser zu wenden, wobei er ihm sichere Hoffnung vorspiegelte, sich zum Gebieter über alles machen zu können, endlich daß er es ist, welcher den Zwiespalt zwischen Friedland und dem Kaiser nährt."

So wurde diese Geschichte zu konstruieren versucht. Die Jesuiten hatten die Gefahr, welche ihnen durch einen Frieden drohte, erkannt. Es hatte sich zu Wien unter ihrer Leitung eine Kriegspartei gebildet. Srbik schreibt:

„Ihre Angehörigen wurden die härtesten Kritiker seiner" (Wallensteins) „Politik und Strategie ... sie bezweifelten immer offener Eignung und guten Willen des Friedländers und waren von ihrem Hauptsitz, dem Hofkriegsrate aus, doch nicht allemal in der Lage, ein richtiges Urteil über die Vorgänge im Felde zu fällen. Unzufriedene Generale, auf Hinterlandsposten versetzt, erfüllt von dem Bewußtsein, alles besser zu wissen als der Führer des Feldheeres, hat es zwar in jedem Kriege gegeben."

Zweifellos! Man kennt diese „Typen"! Aber dadurch, daß der Orden Jesu hinter dieser Partei stand, wurde sie zu einer furchtbaren Macht. Es erschienen nun in Abständen verschiedene Hetzschriften gegen Wallenstein. Man nannte sie „Warnungen von unbekannter Hand". Diese Schriften legte man dem Kaiser vor. Wir nennen nur einige der schlimmsten, die alle anderen an Heftigkeit übertreffen: Die „**Exhortatio angeli provincialis ad imperatorem et reges austriacos**". Srbik schreibt darüber:

„Eine Schrift von ungemeiner Wucht und Schärfe, aufpeitschend und erschütternd, virtuos in der Handhabung aller Register, ganz erfüllt vom Geiste des fanatischsten Religionskampfes".

Eine andere Schrift: „**An expediat**", nennt Srbik:

„Ein Meisterwerk agitatorischen Geistes, eine Anklage von leidenschaftlichster Heftigkeit, ... voll temperamentvollerBöswilligkeit."

Weiter schreibt Srbik:

„Es müssen doch furchtbare, geheime Mächte gewesen sein, die auf den urteilsschwachen Monarchen einstürmten, sein erregbares Gemüt mit dem Hinweise auf Gottes Willen, dem Drohen mit Gottes Strafe zu leiten suchten und tückische Denunziationen anstelle eines offenen Anklageverfahrens setzten. Man ist geneigt, ein förmliches System in jener Art des Arbeitens mit den verwerflichsten Mitteln zu sehen...“

Der Kaiser fand z. B. derartige Schriften morgens in seinem verschlossenen Arbeitzimmer, ohne daß jemand sagen konnte, wie sie dorthin gelangt waren. Selbst durch Androhung schwerster Strafen konnte Ferdinand nichts ermitteln. Srbik schließt:

„Wer vermöchte in dieses vielverschlungene Intrigengewebe klaren Einblick zu gewinnen?“

O, das kann man schon! Nur muß man die Jesuiten und besonders ihr Wirken kennen. Man hat bis in die neueste Zeit nie gewußt, wer der Verfasser dieser maßlosen Hetzschriften war. Srbik ist es gelungen, den Verfasser, wenigstens für die beiden erwähnten Schriften, einwandfrei zu ermitteln. Es ist der Jesuitenpater Johannes Weingartner, einer der Hofprediger des Kaisers. Dieser Jesuit schrieb ebenfalls nach der Ermordung Wallensteins die so bodenlos verlogene Anklageschrift „Perduellionis chaos etc.“. Äußerst verhängnisvoll ist für den, in religiösen Dingen so fortschrittlich und klardenkenden Wallenstein die Astrologie geworden. Sein Okkultglaube war eigentlich die Klippe, an der er scheiterte. Dieser Okkultglaube Wallensteins hat erst in neuester Zeit die richtige Beleuchtung durch den Staats- und Schloßarchivar Dr. Joseph Bergl erhalten, der in einem Vortrage s. Zt. mitteilte, welche Rolle der Astrolog Seni gespielt hat. Das „Gablonzer Tageblatt“ vom 1. 3. 1934 schreibt über diesen Wallenstein-Vortrag Bergl's:

„Seine bemerkenswerteste Feststellung ist wohl die, daß der Sterndeuter Seni im Dienste des intriganten Gegners Wallensteins, Ottavio Piccolomini, stand und dem ihm vertrauenden Herzog von Friedland in der kritischen Zeit absichtlich solche Horoskope stellte, die den Herzog in die Netze seiner Gegner treiben ließen“.

Die enge Verbindung Piccolominis mit den Jesuiten des Wiener Hofes geht aus folgendem Umstand besonders klar hervor. Den Befehl zur Tötung des Feldherrn hatte der Kaiser dem Pater Lamormaini unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses anvertraut[13]). Den Inhalt entnehmen wir aus dessen Bericht an den Jesuitengeneral. Es heißt dort: „... Das Haupt und die vornehmsten Mitverschworenen wenn irgend möglich gefangenzunehmen und nach Wien zu bringen oder als überführte Schuldige (!) zu töten“[14]) Lamormaini hat dieses Geheimnis nicht bewahrt! Als der Graf v. Wal-

[13]) Handbillet Ferdinands an Lamormaini vom 24. 1. 1634. Dudik: „Archiv f. Oesterr. Geschichte“.

[14]) Schreiben des Pater Lamormaini an den Jesuitengeneral Mutio Vitelleschi vom 3. 3. 1634. Abschrift. (Der Jesuitengeneral gibt keine Originale weiter.) Rom, Vatik. Bibliothek Cod. Barberini Lat. 6515 Fol. 66 A—B nach dem lat. Urtext zit. nach Srbik.



Mit Genehmigung Fr. Hanfstaengl, München

Seni an der Leiche Wallensteins

Man könnte fast annehmen, daß der Künstler die erst in jüngster Zeit festgestellte Zusammenarbeit des Astrologen mit Piccolomini geahnt hat. So treffend ist die Darstellung des vom Gewissen gepackten Seni. Die entsprechend gestellten Horoskope lieferten den, an die Astrologie glaubenden Herzog v. Friedland in das Netz seiner Feinde und lähmten den Willen zur Tat. Ein Mann, der in die bewegten politischen Ereignisse eingreifen wollte, wie es Wallenstein beabsichtigte, mußte nicht nur die Jesuiten erkannt haben, sondern auch von allem Okkultglauben frei sein. Er mußte entschlußfreudig und in dem Bewußtsein handeln:

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“.

merode, der Beauftragte des Kaisers in dieser Angelegenheit, bei Piccolomini eintraf, war dieser bereits durch einen Sonderboten durch den spanischen Gesandten Onate davon unterrichtet![15]) Niemand als Lamormaini konnte Onate unterrichtet haben. Somit arbeitete der okkulte Astrologe mit dem Jesuiten über Piccolomini als Mittelsmann, zusammen. Zur Kennzeichnung Piccolominis, des „Engels des Hauses Österreich" und des Vertrauensmannes der Jesuiten — in Wahrheit einer der größten Schufte, die je in der Geschichte eine Rolle spielten — diene dem Leser die Schilderung seines Zuges durch Schlesien, die Stenzel in seiner „Geschichte des preußischen Staates" (Hamburg 1830 S. 500) gibt:

„Die Kaiserlichen hausten überall ärger als Türken und Heiden. Durch die grausamsten, mannichfaltigsten und ausgedachtetsten Martern jeder Art erpreßten sie Geld, schnitten lebendigen Menschen Riemen aus der Haut, die Fußsohlen auf, Nasen und Ohren ab, hingen sie bei den Füßen auf und machten Feuer unter ihnen an, füllten ihnen Mistjauche in den Hals, stachen ihnen die Augen aus, steckten brennenden Kien und Schwefel unter die Nägel, schnitten den Frauen die Brüste ab, entrissen den Müttern ihre Kinder, zerschmetterten diese an den Mauern, schändeten Jungfrauen und Frauen auf Kirchhöfen, in den Kirchen selbst, bis auf den Tod und verübten noch viele andere Gräuel, welche die Schamhaftigkeit näher zu bezeichnen verbietet. Selbst die Obersten und Generale, unter denen namentlich Piccolomini genannt, fröhnten ihrer Wollust auf gewaltsame Weise".

So hausten die Truppen, zu deren „Generalissimus" Ferdinand II. die „Mutter Gottes" erklärt hatte! War es nicht die höchste Zeit, war es nicht ein Gebot der Menschlichkeit, daß Wallenstein sich bemühte, diesen entarteten, entsetzlichen Krieg zu beenden?! — —

Als man s. Zt. dem Kaiser Leopold II. gelegentlich seines Aufenthaltes in Eger jenes Mordzimmer zeigte, wo „der Verräter (Wallenstein) gefallen sei" sagte er, es wäre noch nicht entschieden, ob er ein Verräter gewesen wäre; man müsse es der Zeit überlassen, diese traurige Sache aufzuklären. Sie ist heute geklärt! Wallenstein fiel auf Betreiben der Jesuiten, welche den Frieden im 30jährigen Kriege zu verhindern strebten, er fiel in jenem Augenblick, als er mit Recht sagen konnte, was er zu dem Oberst v. Beck sagte, als sich dieser von ihm in Pilsen verabschiedete: „Nun, ich habe den Frieden in meiner Hand gehabt"! Seine Absichten waren für Deutschland und das Deutsche Volk förderlicher, als die kleinlichen, eigensüchtigen Bemühungen des unfähigen, halb blödsinnigen Habsburgers für seine „Hausmacht" und die Bestrebungen seiner infamen jesuitischen Ratgeber, die in der Errichtung ihres „Gottesstaates", des kulturellen und wirtschaftlichen Kollektivs gipfelten. Wenn wir auch die Schwächen des Herzogs von Friedland keineswegs verkennen, so können wir in seinen Friedensbemühungen am Ende seines Lebens, in keiner Beziehung einen „Verrat" erblicken, sondern eine notwendige Tat, herausgeboren aus der besseren Erkenntnis, dem besseren Verständnis der Herrscherpflichten und des Völkerlebens.

---

[15]) Fr. Parnemann „Briefwechsel der Generale Gallas, Albringen und Piccolomini i. J. 1634", Berlin 1911.



